

FORMEL DES TODES

Er ist allein und hilflos –
er soll einen Planeten retten
Ein Science-Fiction-Abenteuer von
HANS KNEIFEL



HANS KNEIFEL

FORMEL DES TODES

Planetenroman

ERICH PABEL VERLAG KG-RASTATT/BADEN

PERRY-RHODAN-Taschenbuch 110

2. Auflage

erscheint vierwöchentlich im Moewig Verlag, Augustenstraße 10, 8000 München 2

Copyright © 1978 by Moewig Verlag

Redaktion: G. M. Schelwokat

Vertrieb: Erich Fabel Verlag KG

Gesamtherstellung: Erich Fabel Verlag KG, Rastatt

Verkaufspreis inkl. gesetzl. MwSt.

Unsere Romanserien dürfen in Leihbüchereien nicht verliehen und nicht zum
gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden;
der Wiederverkauf ist verboten.

Alleinvertrieb und Auslieferung in Österreich:

Waldbauer-Vertrieb, Franz-Josef-Straße 21, A-5020 Salzburg

Abonnements- und Einzelbestellungen an

PABEL VERLAG KG, Postfach 1780, 7550 RASTATT,

Telefon (07222) 13-241

August 1978

Die Sonne Omikron Arzachena gehört zum Typ der RR-Lyrae-Veränderlichen; ein gewaltiger Stern mit der absoluten Helligkeit von 100, vom Spektraltyp A. Die Oberflächentemperatur beträgt 12 000 Grad Kelvin.

Omikron Arzachena ist ein Kosmisches Leuchtfeuer. Die Helligkeit des Sterns schwankt ununterbrochen um mehrere Klassen. Er gehört der Gruppe a) an, deren Periode bei 0,5 Tagen liegt. Alle 450 Minuten erreicht der Stern sein Leuchtkraft-Maximum.

Für die interstellare Schifffahrt ist dieses Leuchtfeuer im All von hervorragender navigatorischer und strategischer Bedeutung, da es eine wichtige Station, ein Koordinatenpunkt für die Linearflug-Phasen zwischen der Heimatgalaxis und der Kleinen Magellanschen Wolke darstellt.

Omikron Arzachena ist aber auch aus anderen Gründen eine wichtige Marke, ein Meilenstein im All: Im näheren und weiteren Bereich des Sterns liegen eine Anzahl Sonnen, die auffallend viele terraähnliche Planeten besitzen (siehe: Anhang des Handbuches - Kapitel über die Häufigkeit von terraähnlichen Planeten und deren statistische Verteilung in der Galaxis).

Zweitens operieren in diesem Bereich seit geraumer Zeit die Explorerschiffe und schaffen so die Voraussetzungen für bereits kolonisierte und potentiell zu besiedelnde Planeten.

Drittens befinden sich unter den nicht terraähnlichen Planeten viele Welten, deren Rohstoffreichtum unangemessen hoch ist. Die Koordinaten von Omikron Arzachena im Sternbild der großen Ghuul sind...

Auszug aus: Handbuch der Sternenschifffahrt, 389. verbesserte, durchgesehene und erweiterte Auflage, Dyer-Verlag, Porto Rotonda, Mars:

„Es wird eindringlich darauf hingewiesen (siehe Datum dieser Karteikarte zum Handbuch!), daß der Planet Capucinu, der dritte Begleiter der Sonne Bragmardos Star, zum „Verbotenen Planeten“ erklärt wurde. Sämtlichen terranischen Raumschiffen ist es verboten, auf Capucinu zu landen.

Die Bewohner dieser Welt sind humanoid und werden im Laufe des nächsten Jahrhunderts selbständig den Anschluß an die galaktische Zivilisation erreichen. Das Verbot gilt nicht für Explorerschiffe mit Sonderauftrag.

Notlandungen bei akuter Gefahr für Mann und Gerät sollen unter allen Umständen in menschenleeren Gebieten unternommen werden.

Kontakte mit den Planetariern sind verboten! Bei Zuwiderhandlungen sieht die Verfassung hohe Geld-, unter Umständen auch Haftstrafen vor!“

Zusatz zu: Handbuch der Sternenschiffahrt

ACHTUNG! BESONDERE ANWEISUNG! Auf Capucinu, genau südlich des Kompaßrosen-Kraters in der Großen Bucht der Hoorr, ist ein Mann mit einer ansteckenden Krankheit ausgesetzt worden!

Es ist der Navigator und Biologe des Explorerschiffes EX-4402, „Drunken Wallaby“, Maras Lombardi.

An der exotischen Form „Omikron Arzachena“ der Lepra stellaris erkrankt, wartet er dort auf die Ergebnisse medizinisch-pharmazeutischer Forschung und somit auf seine Heilung! Funkkontakte mit allen in der Nähe fliegenden Schiffen sind erwünscht!

In bestimmten Abständen sollen Vorräte und Buchspulen erneuert werden. Diese Anweisung gilt für alle terranischen Raumschiffe.

Landungen (Verwendung von Beibooten erforderlich!) und jeder körperliche Kontakt mit dem Ausgesetzten ist wegen der hohen Ansteckungsgefahr strikt zu vermeiden!

Aufgewendete Ausgaben und Materialverluste werden von der Administration, Abteilung Explorerflotte, selbstverständlich ersetzt.

Gezeichnet: Reginald Bull, Solarmarschall.

Sonderanordnung, eingelegt in: Handbuch der Sternenschiffahrt

1.

Als Maras Lombardi aufwachte, stand die Sonne bereits einen Fingerbreit über dem Horizont. Bragmardos Star war jetzt eine unregelmäßig geformte Scheibe, von einer länglichen Wolke in zwei verschieden große Teile zerschnitten und stechend rot und vergrößert durch den Dunst und den Wasserdampf über dem Meer. Maras atmete tief ein und aus und blickte hinaus aufs Meer.

Ein neuer Tag, den er verfluchte, hatte begonnen.

„Eines Tages“, murmelte Maras im Selbstgespräch, „werden sie endlich dieses verdammte Gegenmittel gefunden haben!“

Er setzte sich auf seiner bequemen Schaumstoffmatratze auf. An sich brauchte er sich nicht zu beklagen; sein Leben verlief eintönig, einsam, aber fast luxuriös. Er genoß fast den Standard eines Mannes, dessen kleine Villa am Strand des Südlichen Ozeans stand. Aber hundert Kilometer nach rechts oder links wohnte niemand. Lombardi war vollständig allein und isoliert. Nur Vögel, eine große Hoorr-Herde und gut zwei Dutzend anderer Tierarten waren seine Nachbarn. Heute brach ein Tag herein, an dem seine Stimmung besonders nieder gedrückt sein würde - er fühlte es fast körperlich.

„Los! Das tägliche Bad wartet!“ sagte er sich.

Er stand auf und schaltete den Kassettenrecorder an, schaltete die Kaffeemaschine ein, schaltete den Ultraschall-Insektenschutz aus. Dann steckte er sich mit einer silberfarbenen Hand eine Zigarette zwischen die Lippen und sah dem Sonnenaufgang zu.

Das Meer war von stechend blauer Farbe. Einige Milliarden Lichtreflexe schufen zwischen der Sonne und ihm eine breite

Bahn. Sie hatte den Farbton von gewalztem und gehämmertem Platin. Dicht über dem Meer, das fast keine Wellen aufwies, rasten die Speervögel dahin. Ihre Schnäbel ritzten eine scharfe Furche ins Wasser und stießen blitzschnell nach vorn, wenn ein Fisch auftauchte. Umschmeichelt von den Klängen eines Cembalostückes von Frescobaldi rauchte Maras die Zigarette fertig und ging dann langsam hinunter. Zwischen verkümmern den Gräsern und unter verkrüppelten Palmen, deren Wurzeln von den Hoorr angenagt worden waren, ging er durch seinen Teil des hinfalligen Paradieses über weichen Sand hinunter zur Brandung. Er zögerte, als ihm das Wasser bis an die Knie reichte, dann warf er sich nach vorn und schwamm zwanzig Minuten lang.

Triefend sprang er aus der zusammenbrechenden Brandungswoge hinaus und lief über den Strand; ein schlanker, fast dürrer Mann von hundertachtzig Zentimetern Länge. Als er das erste Mal hier geschwommen war, hatte er es nur eine Minute lang ausgehalten. Er blieb stehen. Die Sonne hatte ihre Farbe verändert und war jetzt viel kleiner, viel heißer und weißgelb. Das Salz trocknete auf seiner Haut, und es knirschte, wenn er es abstreifte.

„Nach allem, was wir wissen, haben sie gesagt, ist es nicht tödlich, Maras!“ sagte er bitter.

Nein. Aber es machte ihn zum Ausgestoßenen. Zum Aussätzigen. Es fehlte nur, daß er eine Glocke tragen und „Aussatz! Aussatz!“ rufen mußte wie die Unglücklichen aus der Zeit von Terras früher Geschichte.

Ein schrilles Pfeifen unterbrach seine hoffnungslosen Gedankengänge. Er setzte sich, nackt und etwas fröstelnd, in Bewegung und erreichte den Iglu, als die Kaffeemaschine sich abschaltete. Maras stellte sich unter die Süßwasserdusche, trocknete sich ab und kremte sich langsam und methodisch ein.

Es half nichts, aber es machte die Haut etwas weniger spröde. Er blieb vor dem Spiegel stehen und betrachtete sich.

„Viel Staat ist nicht zu machen, Maras!“ knurrte er.

Er war dürr, die Folge seines gestörten Stoffwechsels. Seine Muskeln waren schlaff; körperliche Anstrengungen mit Ausnahme des Schwimmens waren ihm bislang erspart geblieben. Navigatorische Instrumente und biologische Forschungen verlangen nicht die Kräfte eines Herkules. Das schwarze Haar lag wie eine Löwenmähne über einem Habichtsgesicht. Die Augen, blau und für das Gesicht zu groß, sahen ganz gut aus. Mit dreißig Jahren war Maras noch jung, aber er wog fünfundsechzig Kilogramm. Vielleicht war es ganz gut, daß er hier bis zu seinem Tod blieb.

Langsam wischte er sich das Haar, zusammen mit der Rasierkrem, aus dem Gesicht.

„Verdammt!“ sagte er.

Jedesmal, wenn er seinen Körper betrachtete, versetzte ihm der Anblick einen Schock. Es war wie ein Hieb in den Solarplexus. Von den Zehen bis zum Kinn war sein Körper fast wie eine bewegliche Statue aus mattem Silber. Lepra stellaris, exotische Form. Man kannte kein Heilmittel. Noch nicht... angeblich versuchten sie es. Die letzten Briefe seines Kommandanten waren von einer heiteren und deshalb unglaublichen Zuversicht gewesen. Auch der erste Brief, den ein Trampkapitän mit einer Ladung Lebensmittel, Buchspulen, Tonkassetten und Zigaretten abwarf ... damals, vor vier Jahren.

Maras wischte seine Handflächen an den Oberschenkeln ab. Er machte einen Knoten in den Gurt des Bademantels und frühstückte in aller Ruhe. Dann zog er sich abermals um - er hatte alle Zeit dieses Planeten -und ging mit seiner kleinen Ausrüstung hinaus, um die ersten Vorboten des Todes zu

studieren. Er tat dies mit wissenschaftlicher Akribie, trug alles in sein Notizbuch ein und fertigte Fotos an.

„Erstaunlich!“ sagte er. „Offensichtlich steht der Planet an einer bestimmten Schwelle. Ich muß herausbekommen, was eigentlich los ist.“

Er stellte auch an dieser Stelle, der Heimat eines kleinen ökologischen Systems, fest, daß die Daktiliferen litten und abstarben. In ihrem jüngsten Stadium waren es knöchelhohe Pflanzen mit einem runden, dicken Schaft und Blättern, die sich wie weicher Farn nach allen Seiten ausbreiteten. Die Blätter und die zarte Rinde der Pflanzen hier waren angefressen und abgenagt, ein Werk der Hoorr.

Das nächste Stadium dieser wichtigsten und am weitesten verbreiteten Pflanze des Planeten war der junge Baum. Die Exemplare hier, in dieser Talsenke, litten ebenfalls unter Wildfraß. Die Rinde, noch immer weich, aber mit deutlich erkennbarer Schuppenbildung, war in langen Streifen abgerissen, deren oberster Ansatz in der Höhe lag, die ein sich aufbäumendes Hoorr erreichte. Harz trat aus, die Blätter der Pflanze welkten bereits, und entweder starb sie gänzlich ab, oder sie wuchs verkümmert auf und trug keine Früchte und keine Blüten. Das wußte er noch nicht genau.

„Bald werde ich es wissen!“ sagte er und hob den Kopf.

Ein Rudel Hoorr stob vorbei. Zwei Männchen mit langen, gekrümmten Hörnern und dunkelgrünem Fell, etwa dreißig Weibchen mit mehr als fünf Dutzend Jungtieren. Die Hoorr schienen sich rasend schnell zu vermehren.

„Ich muß in die Fallen sehen!“ sagte sich Maras.

Er begann erst jetzt, nachdem er sich mit seinem Schicksal abgefunden hatte, exakte wissenschaftliche Forschung zu betreiben. Es würde reine Empirik bleiben, aber bisher hatte er sich für nichts interessiert als für sein Selbstmitleid. Er nahm

die Ausrüstung auf, hängte sich die Tasche um und stieg schräg den Hügel hinauf.

In der Falle wollte er Hoorr fangen und sie züchten; so konnte er ihre Vermehrungs- und Fortpflanzungsgeschwindigkeit studieren. In diesem Teil des Waldes hinter den Dünen und Felsen jedenfalls richteten sie sichtbare Verwüstungen an. Sie scheinen keinen natürlichen Feind zu haben, dachte Maras Lombardi. Oder keinen mehr zu haben. Er blieb stehen, um sich eine Zigarette anzuzünden. Dadurch rettete er sein Leben.

*

Ein fauchendes, pfeifendes Geräusch schwoh hinter dem Hügel ab. Die Daktiliferae bogen sich unter dem Luftdruck. Dann krachte, hart und unvermittelt, der Unterschallknall durch die Luft. Überall sprangen die weidenden Hoorr auf und rasten schnatternd und winselnd davon.

Ein grausilberner Koloss fegte heran, schlug eine Gasse in die schwankenden Stämme der Palmartigen, grub mit einem metallenen Fuß eine halbmeter tiefe Furche in das Erdreich der Hügelkuppe und schleuderte die Balken und Zäune der Falle wie Strohhalme nach allen Seiten. Maras ließ sich geistesgegenwärtig fallen. Er verbarg sein Gesicht in den Unterarmen und wartete auf die Detonation.

Sie kam nicht.

Eine halbe Sekunde später riß er seinen Kopf hoch. Die Geräusche rund um ihn schwoh orkanartig an. Der Sturm schüttelte die Bäume und fegte Gras, Pflanzenteile und Erdreich hoch, vermischt mit Kies und Felsbrocken. Hinter dem Geschoß aus Metall bildete sich eine lange, hohe Wand aus braunem Dreck. Als Maras aufsprang, traf ihn ein faustgroßer Stein an der Schulter und schleuderte ihn wieder zu

Boden. Krachende und splitternde Baumstämme, das Prasseln der Steine und das Heulen und Jaulen von Maschinen waren zu hören. Die Space-Jet hatte sich wieder vom Hügel gelöst, schleuderte Baumteile nach allen Seiten, taumelte und kippte auf den Iglu zu, der weiß durch die Pflanzen zu sehen war. Alle vier Landebeine waren ausgefahren. Feuerstrahlen brachen knatternd aus den Düsen des Ringwulstes. Die Landebeine waren geknickt und standen in seltsamen Winkeln weg.

„Verdammt! Er bricht sich den Hals ... das ist ... Notlandung!“ keuchte Maras auf.

Er sprang auf und rannte den Weg zurück, den er gekommen war. In blinder Panik jagten die Hoorr an ihm vorbei, sprangen über ihn hinweg, krachten in der wilden Flucht gegeneinander und gegen Bäume.

Dann gab es eine Detonation.

Sie war erstaunlich leise.

Die Baumstämme schoben sich wieder zwischen den laufenden Navigator und die Stelle, von der die Explosion zu hören gewesen war. Langsam erstarben die Geräusche. Mit stechenden Lungen rannte Maras weiter. Er knickte um, fiel mitten in ein Stück Morast hinein, stolperte und hastete weiter. Er verließ den Wald und rannte schräg eine Düne hinauf, die mit dünnen Gräsern bewachsen war. Seine schlanken Finger klammerten sich an die Büschel, während er versuchte, immer wieder rutschend im nachfallenden Sand, über den Dünenkamm zu kriechen. Endlich stand er oben.

„Mein Gott!“ sagte er erschüttert.

Er schaute hinunter in ein Chaos. Das Ausmaß der Katastrophe ließ sich noch nicht überblicken. Die Jet war ein zweites Mal aufgeschlagen und hatte sich auf den Kopf gestellt. Dann schien sie, laufend wie ein Rad und dabei Sprünge von fünfzig Metern und mehr ausführend, genau auf

den Iglu und die kleinen Hilfsaggregate ringsum zugetorkelt zu sein. Die Teile des Iglus, schnellhärtender Schaumstoff mit wasserabweisenden Oberflächen und Fenstern und Luken, lagen über hundert Meter im Umkreis verstreut. Maras merkte nicht, daß er langsam die feuchte Seite der Stranddüne hinunterlief. Die Jet war wieder hochgeschleudert worden, die Beine rissen ab, eine Explosion hatte den Rumpf unterhalb der unzerstörten Kuppel aufgerissen, die Trümmer und Metallfetzen hatten sich überall in Sand, Bäume, Erde und den primitiven Einbaum gebohrt. An vielen Stellen schwelten kleine Brände. Es gab Rauch und kleine Explosionen, harmlos puffend, aber von entscheidender Bedeutung - es waren ruinierte Energiezellen.

„Sie müssen alle tot sein!“ sagte Maras leise. Jetzt erreichte er den Platz, an dem er vor zwei Stunden gefrühstückt hatte. Die Zerstörung war nahezu total. Blind vor Wut und Enttäuschung rannte er weiter. Er war in Schweiß gebadet, der aus seiner silbernen Haut hervordrang und die Schuppen dunkel färbte.

Endlich erreichte er die Jet. Sie konnte jeden Moment explodieren.

„Was jetzt?“ überlegte er laut.

*

Er blieb stehen. Die Tasche rutschte von seinen Schultern. Durch das Loch im Oberteil des Diskus sah er in eine zerstörte Kabine hinein. Hinter ihm stöhnte jemand. Im ersten Augenblick hörte er es nicht bewußt und hielt es für ein bedeutungsloses Geräusch, schließlich drang es an sein Bewußtsein. Er drehte sich um und sah etwa dreißig Meter, dicht neben einem angesplitterten Baumstamm, einen

Menschen liegen. In dem Stamm steckte wie ein Speer ein langer, glänzender Metallsplitter.

Eine Reihe von Gedanken schossen dem Biologen durch den Kopf. Hilflos ging er auf die Gestalt zu. Es schien ein Mann zu sein. Von Zeit zu Zeit stöhnte er auf, er versuchte immer wieder, ein Bein heranzuziehen. Maras wurde schneller und lief weiter.

„Aber ... ich kann ihm nicht helfen ...“, murmelte er.

Er wich einigen Trümmern aus, trat in den durchsichtigen Behälter der Kaffeemaschine, verwickelte sich in ein Band aus einer aufgeplatzten Kassette und blieb neben dem Mann stehen. Er trug keine Uniform. Auf der ledernen Jacke zeichneten sich Blutflecken und geschwärzte Stellen ab. Maras war hilflos. Er zitterte unter dem Ansturm der Panik. Er war nie ein mutiger, entschlossener Mann gewesen, und jetzt drohte das Problem ihn zu lahmen. Er ließ sich auf die Knie nieder, berührte vorsichtig die Schulter des Mannes und zuckte zurück, als dieser wieder aufstöhnte.

„Können Sie mich hören? Was ist passiert?“ fragte er leise und unsicher.

Der Mann stöhnte wieder.

Maras sagte sich immer wieder verzweifelt, daß er helfen wolle und helfen müsse. Aber wie? Was konnte er tun? Auf ein Wunder warten?

Schließlich nahm er seinen Mut zusammen, fasste den Mann an den Schultern und drehte ihn langsam auf den Rücken. Das Stöhnen wurde leiser, der Kopf schwankte haltlos hin und her. Mit zitternden Fingern öffnete Maras die Lederjacke und sah erschrocken auf das Hemd, das blutgetränkt war. Der Mann vor ihm zuckte mit den Armen, versuchte sich mit den Ellbogen aufzustützen und sank wieder zurück.

„Helfen Sie mir doch!“ sagte er deutlich und langsam.

Dann drehte er den Kopf zur Seite, spuckte zerbrochene Zähne und Blut aus und hustete qualvoll. Sein Gesicht war schmutzig und blutverschmiert, das graue Haar klebte im verkrustenden Blut an der Stirn.

„Natürlich!“ sagte Maras eifrig. „Haben Sie Schmerzen?“

Der Mann drehte den Kopf zurück und öffnete die Augen. Er sah Maras ruhig an und sagte leise:

„Sie sind ein Idiot! Holen Sie Wasser und Tücher. Verbandszeug und eine schmerzstillende Spritze. Es kann sein, daß ich es nicht mehr lange mache. Los! Schnell!“

„Ja. Selbstverständlich!“ sagte Maras und drehte sich langsam um. Wo sollte er suchen?

Plötzlich löste sich seine Starre. Er begriff, übergangslos und mit dem jähen Schmerz der Erkenntnis, daß es außer ihm niemanden gab, der hier handeln konnte. Alles lastete auf ihm, auf seinen mageren Schultern. Er konnte weder seine Verantwortung weitergeben noch jemanden bitten. Wie betäubt wankte er weiter, und seine Knie wurden weich.

„Natürlich. Selbstverständlich. Jawohl!“ sagte er mechanisch. Er schwankte hinüber zu dem Trümmerfeld, das sein Iglu gewesen war. Seine Augen heftete er auf den Boden. Was suchte er eigentlich? Das Stöhnen hinter ihm hatte aufgehört.

Er stirbt. Wenn ich ihm nicht helfe, stirbt er. Er ist hier gelandet... er wollte hier landen, also braucht er mich, brachte mir etwas. Vielleicht das Serum, das meine Krankheit heilt? Der Biologe merkte, daß es ihm innerlich heiß wurde.

Er mußte handeln!

Er zuckte zusammen. Wieder stöhnte der Mann in seinem Rücken. Krachend barst ein weiterer Teil der Jet, und flüssiges Metall flog nach allen Seiten. Maras suchte den Boden ab. Irgendwo mußte diese verdammte Erste-Hilfe-Kiste liegen, ein wasser- und strahlensicherer Kleincontainer. Er winkelte die

Arme an und fiel in einen leichten Trab. Zahllose Gedanken verbanden sich zu durchhängenden, wenig festen Assoziationsketten. Wo lag der Container? In einem Fach der Innenschale des Iglu, also neben dem Eingang - er mußte in dieser Richtung suchen! Er schlug einen Haken und rannte auf die Fetzen des Iglus zu. Schließlich, eingewickelt in eine zerschlissene Decke, fand sich der Container mit dem großen roten Kreuz darauf. Maras hastete zurück zu dem Piloten der Jet. Er riß den breiten Streifen über der Naht ab, klappte den Container auf. Hier befand er sich nun endlich in einem kleinen Teilgebiet des Lebens, in dem er sich sicher fühlte.

Zunächst lud er die Pressluftspritze und jagte eine Ladung starkes, schmerzstillendes Medikament in die Halsschlagader des Piloten. Dann schnitt er die Jacke auf, entfernte sie sorgfältig und raste dann im Zickzack zurück zu einem niedrigen Baum. Er riß an der Decke, die in den untersten schräggestellten Schuppen hing. Mit der Decke raste er zurück zu dem Schwerverletzten und wälzte ihn behutsam auf den Bauch, also auf die ausgebreitete und zweimal zusammengefaltete Decke. Er schaltete das kleine Diagnosegerät ein, fuhr die Wirbelsäule entlang und legte es entmutigt wieder weg.

Sämtliche Zeiger standen im kritischen Bereich, ein Drittel davon darüber. Der Mann hier würde nicht mehr lange leben.

Er verabreichte ihm eine Sauerstoffdusche, spritzte ein kreislaufstabilisierendes Medikament, dann begann er das Gesicht des Bewusstlosen zu säubern. Er schiente zwei Brüche, reinigte einige Wunden, aber die innerlichen Verletzungen konnte er nicht behandeln -es fehlten ihm die Geräte und die Kenntnisse. Er suchte, solange der Pilot bewußtlos war, nach weiteren Gegenständen und fand einige wichtige Dinge. Da er nicht wagte, den Bewusstlosen noch einmal zu transportieren,

fand er ein Stück seiner Matratze und brachte den Mann in eine halb sitzende, halb liegende Stellung.

Er kochte Kaffee auf einem kleinen Expeditionskocher, fand eine raumfeste Flasche Alkohol, die hochkant im Sand steckte, und mischte Traubenzucker, Alkohol und Kaffee. Es schmeckte nicht besonders - aber es konnte einem Bewusstlosen vielleicht etwas mehr Energie zuführen.

Bei der Suche entdeckte er auch sein Expeditionsfunkgerät, seinen kostbarsten Besitz. Das Gerät, mit dem er lichtschnell funken und ebenso Hyperfunksprüche abgeben und auffangen konnte, sah aus, als habe es ein Koumura Roba zwischen den Kiefern gehabt.

„Eine Informationsmöglichkeit weniger!“ murmelte er.

Eine Stunde lang blieb der Mann bewußtlos.

In dieser Zeit trug Maras Lombardi schwitzend ein Stück seiner Ausrüstung nach dem anderen zusammen. Er fand eine Menge Gegenstände, die noch funktionierten, nutzlose und wichtige. Als er glaubte, nichts mehr von Wert zu finden, betrachtete er die sauber und methodisch ausgelegten Fundstücke. Es sah aus wie das Arrangement im Schaufenster eines Trödlers auf einem fernen Kolonialplaneten. Maras zuckte die Schultern, spürte den Schmerz der blutunterlaufenen Stelle, an der ihn der Stein getroffen hatte.

„Jetzt noch ein Tropenregen, und ich bin der klassische Robinson Crusoe!“ stellte er fest.

Er blieb einige Meter vor dem Piloten stehen, der sich unruhig zu bewegen begann. Maras Lombardi fühlte sich plötzlich schrecklich allein, so einsam wie noch niemals in den vergangenen Jahren. Die Vernichtung seines Iglus hatte ihn obdachlos gemacht- das aber galt ebenso in technischer wie in psychologischer Hinsicht. Plötzlich stand er ohne seine vielen Ablenkungen da, wurde auf das Wesentliche reduziert. Er war

allein, unbewaffnet, ungeschützt; der Regen würde ihn durchnässen, und er konnte sich nicht einmal mit einem Heizlüfter trocknen. Jetzt, ganz langsam, begann sich ein Vorhang zu heben. Er dachte, von der Einsicht fast gelähmt: Die Stunde der Wahrheit, Maras! Du bist schutzlos. Ausgeliefert. In Kürze ein toter Mann, wenn du nicht selbst eine Änderung herbeiführst.

Wieder fuhr die Hitze eines plötzlichen Übelseins durch seinen Körper. Er dachte daran, daß es kaum einen Mann in Terras Explorerflotte gab, der für ein Überleben in der Wildnis von Capucinu weniger geeignet war als er.

„Sie scheinen tatsächlich begriffen zu haben!“ sagte vor ihm eine dunkle, heisere Stimme.

Der Pilot war aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht. Er schien keine Schmerzen zu haben - vorübergehend. Maras bückte sich und brachte sein Gesicht in die Höhe des Kopfes.

„Hier“, sagte er und hob den Thermobecher an die blutleeren Lippen des Mannes. „Trinken Sie.“

Langsam trank der Pilot den Becher leer. Sein Atem ging flach; er fürchtete, die Lungen zu füllen, weil die meisten seiner Rippen gebrochen waren.

„Ich habe begriffen!“ sagte Maras leise. „Durchaus. Warum die Bruchlandung?“

Der Pilot sagte:

„Ich bin Dener Ashmole, genannt der Beduine. Ich bin in einer wichtigen Mission hier.“

Der zweite Schock traf Lombardi. Der warme Becher rutschte aus seinen Fingern und fiel vor ihm auf die blutbespritzte Decke. Der Beduine! Ein hundertjähriger Mann mit dem Ruf eines Halbgottes, natürlich nur innerhalb der kleinen Gruppe der Explorerleute. Unmöglich, dieser Organisation anzugehören und nichts von ihm zu wissen. Er war der zweite

Chef des Exotischen Korps, und die Aufträge, die er lachend übernahm, waren der Grundstock für Legenden in der Flotte.

Was er anfasste, und er wagte sich stets nur an die schwierigsten, bizarrsten, gefährlichsten und kaum vorstellbaren Einsätze, gedieh unter seinen Händen zu einem beispielhaften Erfolg.

„Der Beduine!“ stammelte Maras. „Was wollen Sie hier, Sir?“

Das totenbleiche Gesicht vor ihm erhielt plötzlich eine neue Bedeutung. Die scharfen Züge, die klugen Augen, die Falten und die Nase... sie verkörperten ein Ziel, das Männer wie Lombardi niemals erreichen konnten.

„Ihnen den Schock Ihres Lebens versetzen - aber das war nicht meine Absicht. Ich sehe es in Ihren Augen, Lombardi, daß Sie es wissen: Ich sterbe in ein paar Stunden. Ich bin hier, um diesen verdammten Planeten zu retten. Und nun hat es mich selbst erwischt.“

Die Zeit als Aushilfsnavigator lag lange zurück. Schon fast vergessen waren die Tage an Bord und die Nächte auf den exotischen, unbekannten Planeten. Mühsam erinnerte sich Maras. „Maschinenschaden?“

„Ja“, antwortete Dener. „Man hat mich angefunkelt, ein höfliches Gespräch geführt und dann mit einem einzigen Schuss getroffen. Er vernichtete fast die ganze Jet, und ich wollte eigentlich in der Großen Bucht wassern. Aber die Maschine schaffte es nicht.“

Lombardi fühlte, daß er am ganzen Körper zu zittern anfang. Was Dener eben gesagt hatte, überstieg die furchtbarsten Erwartungen. Oder doch nicht? „Ein fremdes Raumschiff?“

„Ja!“ sagte Dener. „Ein Schiffsgeschütz wahrscheinlich, das aber von einem Punkt aus feuerte, an dem Bull und die Explorerflotte es wohl nicht erwarten würden!“

Lombardi schrie fast, als er sich erkundigte: „Vom Planeten aus? Vom Boden Capucinus aus etwa?“

„Ja. Der Schuss kam dorthier, wo die Schamanen ihre Siedlung haben. Sie wissen, was das bedeuten kann?“

Maras senkte den Kopf.

„Ja“, sagte er dumpf.

Dener fuhr unbarmherzig fort zu sprechen. Ihm blieb nur noch wenig Zeit.

„Ich bin eingesetzt worden, um diesen höchst delikaten Fall zu bearbeiten. Ich bin in wenigen Stunden tot, die Jet ist hoffnungslos zerstört. Mein Funkgerät ging beim Treffer drauf, einschließlich der wichtigsten Teile des Antriebes. Sie werden also sofort einen Ruf an unsere Behörde absetzen müssen. Überlegen Sie sich gut, was Sie ihnen erzählen. Werden Sie mich anständig begraben?“

Maras legte eine silberfarbene Hand vor den Mund und murmelte:

„Nein. Das ist zuviel!“

Dener wandte ihm das zerschundene Gesicht zu und sagte hart:

„Fangen Sie möglichst noch zu weinen an, Sie weicher Typ. Gehen Sie hinüber zu Ihrem Bau und funken Sie.“

Maras riß sich zusammen und erwiderte:

„Sir, Sie haben bei der Bruchlandung mein Funkgerät zerstört. Es ist nicht mehr zu reparieren. Wir sind abgeschnitten!“

Dener schwieg eine Weile. Der Wind bewegte die trockenen Blätter der Palmen, die Brandung rauschte, und es wurde langsam dunkler. In einer Stunde würde die Nacht beginnen, die Nacht, in der Omikron Arzachena, knapp zwei Lichtjahre entfernt, durch den hauchdünnen Gasschleier hindurch seine

Lichtsignale geben würde. Nach einer quälend langen Pause murmelte Dener Ashmole:

„Das ändert die Sachlage, Lombardi. Sie werden also meinen Job übernehmen müssen.“

Maras schlug die Hände vor sein Gesicht und keuchte zwischen den Handflächen:

„Das ist das Ende!“

Innerhalb eines Tages traf ihn der dritte Schlag. Die Wucht dieses Hiebes riß in die gläserne Wand, die ihn vom Leben trennte, klaffende Sprünge. Aber noch immer war er gefangen. Der nächste Schlag würde die Wand zerschmettern - und dann war Lombardi frei. Frei und völlig untauglich, mit dieser Freiheit etwas anzufangen. Kein normaler Vogel konnte schwimmen, und kein Fisch konnte richtig fliegen. Und ein Hilfsnavigator und ein Biologe konnte keinen Auftrag übernehmen, den ein Dener Ashmole als gefährlich und „delikat“ bezeichnete. Noch verbarg sich der letzte, entscheidende Schock.

Ashmole sagte mit kalter Arroganz:

„Nehmen Sie sich zusammen. Oder wollen Sie einem Sterbenden mit Ihrer Feigheit noch eine Sonderdarbietung mit auf den Weg geben?“

Maras nahm die Hände vom Gesicht und sagte verzweifelt:

„Sie haben ja keine Ahnung, was Sie von mir verlangen. Ich bin das untauglichste Objekt, das Sie sich hier auf diesem Planeten aussuchen konnten.“

Ashmole lachte kurz. Er hörte auf, weil sich die gebrochenen Rippen in die Lungen bohrten.

„Tun Sie genau das, was ich Ihnen jetzt sage!“

„Jawohl!“ antwortete Maras. Gut, dachte er, daß es dunkel ist.

Dann konnte man nicht sehen, daß er weinte.

2.

Der rötliche Glanz, der über der Sonne lag, war trügerisch. Das kleine Feuer aus Daktiliferenholz strahlte Hitze und Licht aus. Mit fast übermenschlicher Kraftanstrengung hatte Maras Lombardi den Sterbenden in einen bequemen Klappstuhl betten können; Dener Ashmole befand sich jetzt, nach einer weiteren Spritze, in einer Lage, die ihm die geringstmöglichen Schmerzen verursachte. Maras hatte eine Windjacke um die Schultern und den dicken Becher mit einer heißen Suppe in den Fingern. Seit etwa einer halben Stunde sprach Dener.

Die Männer saßen in dem Zentrum des Trümmerhaufens, der aus Teilen des Iglus bestand und aus dem ausgeglühten Schrott der Space-Jet.

„Es sind mehrere Problemkreise, Maras!“ sagte Dener leise. Noch sprach er ohne sichtbare Anstrengung.

„Ich verstehe!“ antwortete Maras. „Ich habe einiges daraus erkannt.“

„Gut. Fragen Sie, wenn Sie etwas nicht ganz verstehen. Es ist wichtig und kann Ihnen das Leben retten.“ „Ja, natürlich.“

„Zunächst“, meinte Dener halblaut, aber unüberhörbar, „Sie kennen den Planeten? Seine Landkarte, die Verteilung der einzelnen Zonen und so weiter? Seine vermutliche Geschichte?“

„Ja, fast völlig. Ich habe auch genügend Gelegenheit gehabt, mich mit Fauna und Flora zu beschäftigen. Die Grundzüge scheine ich begriffen zu haben.“

Das Explorerschiff hatte vor sechs Jahren den Planeten Capucinu angefliegen und war gelandet.

Dener blickte auf seine Uhr, als wisse er den Zeitraum seines Todes sehr genau. Dann bat er: „Erzählen Sie mir, was Sie

Wissen, ja?“ Maras holte Luft, zündete sich eine Zigarette an und sah den Widerschein des Omikron-Arzachena-Maximums auf dem Wasser. Ein Stern, dessen Leuchten den Glanz des vollen gelben, rotgeäderten Mondes bei weitem übertraf.

„Durchmesser, Pole und Luftzusammensetzung, desgleichen Sial-Schicht ziemlich erdgleich. Magnetfeld, mittlerer Abstand von der Sonne etwas weniger als eine Astronomische Einheit. Der Planet besitzt nur einen einzigen Großkontinent, der zusammen mit etwa fünfhundert verschiedenen großen Inseln fünfunddreißig Prozent der planetaren Oberfläche einnimmt. Richtig?“

„Völlig richtig. Weiter.“

„Dieser Kontinent hat die Form eines Rechtecks, dessen nördliche und südliche Spitzen an die Pole heranreichen, die beiden anderen deuten etwa auf die Linie des Äquators. Eine Menge Buchten und ein Kranz von Inseln, der wie ein liegendes S der Äquatorlinie folgt und auf der anderen Seite wieder den Kontinent berührt. Unsere Position hier ist am nordöstlichen Bogen der Großen Bucht, genau südlich eines Bergmassivs, das sternförmig angelegt ist und in der Mitte einen exakt runden Kratersee besitzt. Siebzig Kilometer östlich entspringt der längste Fluß des Kontinents, der nach Osten fließt und in einem Delta sich in eine riesige, einem Fjord nicht unähnliche Bucht ergießt. Sehr viele Wälder entlang des Äquators, die nördlich dieser zweiten Bucht langsam in eine Wüste mit Bergen übergehen.“

Irgendwo hier lagen Karten ohne Namen, aber bereits im Gradnetz. Farbaufnahmen des Planeten. Jeder Quadratkilometer war auf scharfgestochenen Bildern festgehalten. „Gut. Sie haben Bilder und Karten. Ihr Weg wird Sie von hier aus den Fluß entlang bis an den Rand der Wüste führen. Denn von dorthier kommen die Schamanen.“

„Ich habe begriffen. Weiter.“

„Der Planet wurde mit größter Sicherheit von flüchtenden Lemurern besiedelt. Es liegen noch keine archäologischen Funde und exakten Daten vor; das wird später geschehen. Die Bevölkerung ist also rein terranisch, wenn dieser Ausdruck benutzt werden kann. Die einzelnen Stämme und Groß-Bevölkerungsgruppen der geschätzten zwei Milliarden Menschen unterscheiden sich je nach klimatischen Regionen, aber es gibt keine so ausgeprägten Unterschiede wie auf Terra, also keine Negroiden und keine asiatischen Typen. Der Planet befindet sich in einer Art Mittelalter, und eine einzige Gruppe versucht, die Zivilisation voranzutreiben. Wir haben gesehen, daß man eine Kugel mit Namen Dherra verehrt, das Symbol der Vollkommenheit. Die Schamanen werden in einer kleinen Stadt ausgebildet und ziehen als Berater und Helfer durch die Länder und vermieten ihre Kenntnisse sozusagen gegen Wohnung und Essen an die einzelnen Stämme. Die Sprache ist, abgesehen von einigen Abweichungen, überall identisch.“

Dener nickte kaum merklich.

„So weit, so gut!“ sagte er. „Vor unbestimmter Zeit muß ein Terraner, ein Akone oder meinetwegen auch ein Ära hier gelandet sein. Eiri offensichtlich bescheidener und weiser Mann. Er gründete diesen Orden der klugen Männer und erfand das Symbol. Erkennen Sie die Bedeutung?“

„Mühsam. Lassen Sie mich nachdenken ...“

Das Feuer warf zuckenden Lichtschein auf die Gesichter der beiden Männer und ließ die Trümmer der Jet aufleuchten. Insekten stürzten sich in die Flammen. Die Nacht war ruhig, nur die Hoorr schrien hinter den Hügeln. Es war Paarungszeit. Maras lehnte sich zurück und dachte nach. Seit unbestimmter Zeit versuchte also eine kleine Gruppe, die Planetarier auf ihrem Weg zu einem Gipfel der Zivilisation vorzubereiten.

Die Forschungen der Explorer-Besatzung beschränkten sich, unbemerkt durchgeführt, fast ausschließlich auf Fauna und Flora, Luftzusammensetzung und Lebensbedingungen des Planeten, nicht aber auf die sozialen Eigenarten der intelligenten Bewohner. Einige Beobachtungen jedoch waren gemacht worden, so zum Beispiel jene, daß jeder größere Stamm einen „Schamanen“ besaß, der als Ratgeber, nicht als Häuptling fungierte. Er wirkte ein Jahr lang bei dem Stamm, dann wurde er durch einen anderen ersetzt und kehrte zurück in die kleine Stadt südlich des Äquators, um weiter zu lernen oder woandershin zu wandern. Diese Einrichtung hatte sich als durchaus segensreich erwiesen - Näheres war nicht zu erforschen gewesen.

„Ich weiß über die Schamanen Bescheid!“ sagte Maras. „Was haben Sie damit zu tun?“

„Zwei Dinge haben Sie damit zu tun!“ erklärte Dener. „Die Schamanen haben einen aus ihrer Mitte zum Prior gewählt. Dieser Mann hat als einziger Zugang zu einem wunderbaren Kasten, aus dem eine Stimme ihm Ratschläge gibt, die er dann interpretiert und weitergibt. Die Fragen, die im Laufe eines Jahres bei allen Stämmen auftauchen, werden an einem bestimmten Tag geklärt.

In fünfzig Tagen ist dieser Tag ...“

Verwirrt und von der Ahnung der Schwierigkeiten getroffen, die ihn erwarteten, erklärte Maras: „Dieser Wunderkasten ist vermutlich eine uralte Schiffsbibliothek in Form eines Rechengerätes oder eines Speichers ...“

„Genau getroffen. In diesem Speicher muß ein Block ausgetauscht werden. Ich war vor einiger Zeit hier, sah mir den Kasten genau an und ließ dann unsere Abteilung suchen, bis sie ein solches veraltetes Modell fand. Ich trage in einer Bandspule die Informationen bei mir, die ersetzt werden müssen. In der

Spule liegt eine Zeichnung, die den Vorgang des Auswechselns erklärt.

Sie werden zu den Schamanen gehen und noch vor diesem Datum meine Spule gegen eine alte austauschen.“

„In fünfzig Tagen?“

„Sie dürfen für den Weg weniger Zeit brauchen als fünfzig Tage. Aber Sie werden kurz nach meinem Tod aufbrechen müssen. Es geht um das Leben des Planeten.“

„Warum?“

Eine halbe Stunde lang sprach Dener ununterbrochen. Damit enthüllte er Maras Lombardi die großen Zusammenhänge. Wenn es dem jungen Mann mit der Silberhaut nicht gelang, rechtzeitig den „Wunderkasten“ zu erreichen, würde dies den Tod des Planeten einleiten. Dann würde der Prior auf seine Fragen die falschen Antworten erhalten, die Antworten würden interpretiert und als Lösungen für unzählige Probleme zu den Stämmen getragen, und das große Sterben und Morden begann.

Dener schloß:

„Wir haben kein Funkgerät mehr. Wir sind also abgeschnitten, das heißt, Sie sind es, denn ich zähle nicht mehr. Sie sind völlig auf sich allein gestellt. In Ihren Händen liegt, so unglaublich kitschig das klingt, das Schicksal von Capucinu.“

„Verdammt!“ sagte Maras. Langsam begann er einzusehen, daß diese Nacht sein gesamtes Leben bereits jetzt geändert hatte.

„Der zweite Punkt!“ beharrte der Sterbende.

„Ich höre. Wollen Sie eine Zigarette?“

„Ja, bitte.“

Einige Zeit rauchten sie schweigend, dann hatte sich Dener wieder etwas erholt und sprach weiter.

„Bei meinem Besuch fand ich eine zweite erstaunliche Tatsache heraus. Unter den Schamanen befanden sich Fremde!

Es scheint eine kleine Schiffsbesatzung von Akonen zu sein, aber das konnte ich nicht genau herauskriegen, weil ich mich nicht enttarnen durfte. Sie sind, meinen Informationen nach, notgelandet und haben auf die Reparatur des Schiffes verzichtet. Und jetzt scheinen sie die Macht an sich gerissen zu haben - oder sie versuchen es. Sie haben meine Landung beobachtet und mich angefunkelt. Ich dachte zuerst, Sie wären es, aber nach zwei Sekunden merkte ich meinen Irrtum.

Sie schossen mich ab - der Rest ist Ihnen bekannt.“ „Ich beginne langsam zu verstehen!“ sagte Maras düster. Die Größe der Aufgabe baute sich vor ihm auf wie ein Vulkan, der ständig durch neue Ablagerungen wuchs.

„Dort steht das einzige Funkgerät dieses Planeten. Sie müssen es finden und mit ihm Hilfe herbeirufen. Für die Planetarier und für Sie selbst. Und Sie müssen das so geschickt machen, daß nur wenige Menschen dieser Welt diese Hilfe als Eingriff von außen ansehen.

Unser Problem ist, durch ganz wenig gesteuerte Maßnahmen die Menschen von Capucinu in die galaktische Zivilisation und den Planeten ins Imperium einzugliedern. Natürlich spielen hier ebenfalls machtpolitische Aspekte mit, die Sie aber nicht zu interessieren brauchen.

Mein Auftrag war: Gehen Sie dorthin, vermitteln Sie auf dem bekannten Umweg den Planetariern neue Einsichten und Erkenntnisse, schalten Sie die Fremden aus. Seit meiner ersten Landung sind nahezu zwei Jahre vergangen, also können sich sehr einschneidende Änderungen ergeben haben.

Und jetzt wieder Sie, Lombardi!

Gehen Sie dorthin - den Punkt kennen Sie von unseren Karten -, erfüllen Sie meinen Auftrag. Ziehen Sie mir die Stiefel aus, bitte?“ Wortlos gehorchte der Aussätzige. Er zog die feinen magnetischen Säume auf und versuchte, die Stiefel

vorsichtig von den Füßen des Sterbenden zu ziehen. Zweimal stöhnte Dener auf.

Er winkte, und Maras brachte ihm einen Stiefel. Er war halbhoch, endete eine Handbreit über dem Knöchel. Unverkennbar Arbeit aus der Kultur dieses Planeten oder außerordentlich geschickt nachgemacht.

„Die Stiefel sind kleine Wunderwerke“, erklärte Dener. „Sie haben hier die Verschlüsse. Das hier ist eine Sprengschnur...“

Er zeigte Maras, daß diese beiden Stiefel einige Überraschungen enthielten. Sie waren Sonderanfertigungen, und mit Hilfe ihres Inhalts konnte man sich befreien, konnte Verwüstungen mittleren Ausmaßes erzeugen, konnte Menschen vorübergehend betäuben, konnte Wasser mit einer Droge zu einem wirksamen Schlafmittel werden lassen ... und einige andere einschlägige Dinge mehr. Es waren höchst komplizierte Verteidigungswaffen.

„Sie werden die Stiefel anziehen und damit nach Inaovanrhat Dherra gehen. Dort erledigen Sie, was ich Ihnen befohlen habe, rufen um Hilfe und warten. Und wenn Ihnen etwas einfällt, das eine noch größere Wirkung verspricht als mein Plan, dann führen Sie es im Namen des Imperiums durch. Das ist ein Befehl, denn ich bin noch immer Ihr Vorgesetzter. Klar?“

„Klar, Sir!“ murmelte Lombardi.

Eine Pause entstand. Über die Kimm naher Dünen stieg Cur-Sura, der große Mond des Planeten, auf seiner nächtlichen Bahn hoch. Seine Scheibe war nach der Sonne und dem Veränderlichen Stern das dritthellste Objekt am Nachthimmel. Seine Bahn verlief so, daß fast immer „Vollmond“ war.

Das, was er in den letzten Stunden gehört hatte, vermischte sich für Maras Lombardi zu einem gewaltigen, kaum durchschaubaren Problem. Er glaubte, von den vielen Einzelheiten der Aufgabe erschlagen zu werden wie von einer

Gesteinslawine. Natürlich würde er versagen. Das Problem, das sich ihm stellte, war einfach zu groß für ihn, denn er hatte in der Lösung solcher Probleme keinerlei Erfahrung, auch wenn er in den Stiefeln Dener Ashmoles steckte.

Dener begann wieder zu sprechen. Seine Stimme war flach und gebrochen. Er mußte seinen gesamten Willen und alle seine Kräfte aufwenden, um die Worte und Sätze formulieren zu können.

„Ich weiß“, sagte er leise, „wie Ihnen zumute ist, mein Sohn. Sie haben sich von Ihrer Krankheit in eine gefährliche Isolation des Verstandes treiben lassen. Die Isolierung hier an diesem Strand trug ein Übriges dazu bei, viele Ihrer Talente verkümmern zu lassen - ich kenne Ihre Personalakte und weiß, was Sie einmal können werden, wenn Sie diese Aktion überleben.

Sie haben den dienstlichen Befehl: Überleben Sie.

Ein Sterbender braucht die Wahrheit nicht zu fürchten, und er sagt auch gern die Wahrheit. Auf Terra sind sie knapp davor, einen Wirkstoff gegen Ihre Krankheit zu haben. Es sind von achtzig Versuchen, die mit den Hautstückchen aus Ihrem Oberschenkel gemacht wurden, siebzehn erfolgreich verlaufen. Sie müssen nur noch die Unverträglichkeit gegenüber dem Leber-Nieren-System herabsetzen. Wenn Sie mit dem Funkgerät der Fremden unsere Behörde um Hilfe rufen, dann rufen Sie gleichzeitig auch Ihre Retter herbei. Ich habe sehr differenzierte Wünsche bezüglich meines Grabes- möchten Sie kurz zuhören?“

Im roten Schein des Feuers nickte Maras.

„Begraben Sie mich so, daß ich genau in das Licht von Omikron Arzachena blicke“, flüsterte Dener heiser. „Und wälzen Sie einen großen Stein auf das Loch. Vorher leeren Sie meine Taschen aus und nehmen an sich, was Sie brauchen

können. Wir sind annähernd gleich groß; also wird Ihnen auch meine Kleidung passen, die irgendwo in den Trümmern der Jet liegt. Ich beschwöre Sie - brechen Sie schnell auf und gehen Sie zielstrebig nach Osten. Erinnern Sie sich aller Tricks, von denen Sie gehört oder gelesen haben!“

„Ich verspreche es!“ sagte Maras und schluckte.

Der Mond kletterte höher und überstrahlte die rote, schwarzgesprenkelte Glut des kleinen Feuers. Salziger Nebel wehte in dichten Schleiern vom Meer herauf und zog gespenstisch zwischen den Daktiliferenstämmen heran. Hinter den Hügeln brüllte ein Ducrot. Es klang wie ferner Donner. Ein Chor panisch erschreckter Hoorr antwortete und stob durch die Dunkelheit davon. Plötzlich begann Dener hastig zu atmen und preßte hervor:

„Sie müssen gehen ... bald ... Maras, mein Sohn!“

Maras stand auf und suchte mit den Augen den Erste-Hilfe-Kasten.

„Ich gehe morgen oder übermorgen früh!“ sagte er.

„Sie ... müssen den Planeten retten ... es ist fast schon zu spät... nehmen Sie nicht zuviel mit... Gepäck belastet nur.“

„Ja“, sagte er. „Haben Sie Schmerzen? Kann ich noch irgendwie helfen?“

Der Sterbende hob matt die Hand und winkte ab.

„Sie können ... begraben. Gehen Sie ... mit der Bandspule...“

Maras nickte.

„Ich habe es nicht gekonnt... schnell!“

Dener Ashmole zog die Knie an und richtete sich halb auf. Er starrte Maras aus übergroßen Augen ins Gesicht und preßte die Kiefer aufeinander. Dann öffnete er den Mund, stieß einen gellenden Schrei aus und fiel zurück. Er streckte sich aus und starb. Maras blieb stehen, sah ins Feuer und war in diesem Augenblick bereit, einen Strahler gegen sich zu richten.

Dann handelte er automatisch und mit der trügerischen Sicherheit eines Schlafwandlers. Er schaltete den Handstrahler ein, leuchtete die nähere Umgebung aus und fand einen Platz, an dem fast jede Nacht Omikron sein Licht warf. Er drang in die verwüstete Jet ein, kroch zwischen verbogenen Trägern und entlang zusammengedrückter Platten herum und warf nach draußen, was er für brauchbar hielt. Gegen Mitternacht hatte er ein genügend großes Loch ausgehoben und fachte das Feuer zu neuen, meterhohen Flammen an.

In der Brusttasche des blutdurchtränkten Hemdes, das an der Haut klebte, fand er die Bandspule, einen viereckigen, strahlensicheren Behälter, einer Kassette gleich, etwa zwanzig, fünfundzwanzig Zentimeter Kantenlänge und vier Zentimeter dick. Er legte sie zur Seite. Ebenso ein kleines, sorgfältig getarntes Sortiment von exotischen Waffen; Dolchen, die sich in Strahler verwandelten, Vibromesser, die zu Paralysatoren wurden, Gürtelverzierungen, die er als Rauchbomben und als Magnesiumblitze erkannte. Und vieles mehr. Alles bildete einen kleinen Haufen auf einer Decke.

Maras rollte den Körper des Toten in die blutige, halbzerrissene Decke und schleppte ihn auf der Schulter zehn Meter weit. Dann brach er in die Knie, hielt krampfhaft die Leiche fest und fiel gegen einen Metallfetzen der Jet. Er schüttelte benommen den Kopf und kam wieder auf die Beine. Schweiß biß in seinen Augen. Im Licht des Mondes und des Feuers leuchtete sein Körper wie ein Schemen.

Er fasste den Toten an den Schultern und schleifte ihn im Zickzack durch das Inferno aus Sand und Brandflecken, aus zerfetzten und zusammengedrehten Metallresten, durch zersplitterte Baumstämme und Felsen, bis an den Rand der Grube. Er ließ sich in das Loch gleiten und hob den Körper herunter, nachdem die Decke ausgebreitet war. Dann kletterte

er hinaus und schaute auf den Toten. Das Licht von Omikron Arzachena ließ das scharfe, blutleere Gesicht wie eine Totenmaske erscheinen. Maras glaubte, zugleich den letzten Frieden eines unruhigen Verstandes auf den Gesichtszügen zu erkennen und darüber hinaus auch die brennende, qualvolle Sorge um das Leben von Milliarden Menschen. Aber das konnte auch der Eindruck sein, den Licht und Schatten hervorriefen.

Die erste Schaufel Sand fiel auf den Körper.

Schließlich fand Maras Lombard! einen Flaschenzug und eine Menge verschiedener Seile. Er konstruierte eine Seilverbindung und schleifte einen riesigen Felsblock durch den Sand bis auf das Grab. Im Morgengrauen war er fertig und betrachtete sein nächtliches Werk.

Kein Grab, sondern ein Denkmal. Umgeben von einem Kreis Daktiliferen, deren dicke Stämme noch gesund waren und harte Schuppen trugen, war hier eine Lichtung. Der zackige, von Seewasser und Winderosion benagte und zu einer surrealistischen Plastik verwitterte Felsen lag, zu einem Achtel im Sand, genau im Mittelpunkt der Lichtung. Maras löste die Seile und blieb stehen, an einen Stamm gelehnt.

„Uns beiden“, sagte er, restlos erschöpft und mit knurrendem Magen, „wäre wohler, wenn du noch leben würdest, Dener Ashmole.“

Er drehte sich um und ging davon. Er sollte diesen Platz in seinem Leben niemals wiedersehen.

Als die Sonne wieder aus dem Meer stieg und alles in ihr unwirkliches Licht tauchte, sah er das gesamte Ausmaß der Zerstörung seines bisherigen Paradieses.

Als die Sonne aus dem Meer glitt, traf ihn der letzte Schock.

3.

Lombardi blieb stehen und richtete einen letzten Blick auf das Chaos unter ihm. Es wirkte jetzt, klein und im Sonnenlicht glitzernd, als habe ein zorniges Kind sein „Spielzeug zertrümmert und die Fetzen verstreut.

„Das war es!“ sagte Maras. Noch immer litt er an den Qualen des letzten Schocks. Er war der einzige Mensch auf einem Planeten, der die Wahrheit kannte, der den Planeten retten konnte - und der genau wußte, daß er versagen würde. Er war zu schwach dazu, zu lange von der Krankheit zurückgeschleudert worden in die Stille seiner Verstandes-Oase.

„Dener würde mir einen Stoß geben und .Weiter!' sagen“, knurrte er.

Er kannte die Richtung. Er mußte nach Osten gehen, zu der Quelle des mächtigen Gira-Gira. Seine Füße steckten in den weichen Stiefeln Deners, er trug die lange Hose des Mannes, deren Säume kleine Warenlager darstellten, deren Taschen Medikamente, kleine Werkzeuge und Waffen enthielten und die von einem fast zwei Hände breiten Gürtel gehalten wurde. In diesem Gürtel waren große Taschen aus Leder, mit Stahl verstärkt. Darin ruhte das Impulsband für den Speicher; die Programmierung für einen ganzen Planeten. Im Stiefelschaft steckte ein Messer, ein zweites Vibromesser ruhte in einer Lederscheide am Gürtel, ihr gegenüber steckte der Strahler, und zwei breite Armbänder aus Lederimitat enthielten Digitaluhr, Kompaß und andere Ausrüstung.

Maras drehte den Kopf und ging nach Osten weiter. Er mußte versuchen, die ideale Strecke zu gehen, also möglichst geradlinig. Er hatte in einer Brusttasche der leichten Jacke

Fotos in einem wasserdichten Umschlag. Sie zeigten seinen Weg bis zur Stadt der Schamanen und die nähere Umgebung dieser Route. Bis zur Quelle waren es siebenzig Kilometer.

An einem aus dreißig Meter Kunstfaserseil geflochtenen Strick hing eine Tasche voller Proviant über Maras' Schulter. Eine Literflasche Hautkrem war zwischen den Konzentraten verstaut, dazu ein Handtuch und ein großes Stück Seife. Gegenstände im Wert von vielen tausend Solar blieben zurück, darunter eine Kaffeemaschine und ein Wrack einer Jet.

Und ein Toter.

Der Marsch begann. Maras wußte mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, daß er unterwegs sterben würde, noch weit vor Erreichen der Deltastadt, von der aus die Küstensegler ausliefen. Er war verzweifelt, aber der Befehl Deners trieb ihn vorwärts. Es waren seine privaten Erinnyen, die ihn hetzten. Angst, Furcht und Ausweglosigkeit waren seine Wegbegleiter.

Der Schock hatte ihn an den Wurzeln seines Daseins getroffen. Es war, als stünde er nackt und unwissend im Leben und in einer Umgebung, die ihm so fremd war wie die Einöden eines Rigelplaneten.

Er war sozusagen ein anderer Mensch. Neu geboren, aber wenn er seine Hände anblickte, so sah er die silberne Haut der Lepra stellaris. Trotzdem kam er sich wie ein Kind vor, das mit seinen schwachen Kräften zu lernen versuchte und sich gegen eine übermächtige feindliche Umwelt stemmte.

„Schneller, Maras!“ sagte er sich.

Er lief langsam einen langen, sanft abfallenden Hang hinunter. Vor und unter ihm breitete sich eine riesige Zone kränkelder Daktiliferen aus. Überall sah er kleine Herden der Hoorr mit ihren lustig gefärbten Fellen. Sie flohen erst, wenn er sich ihnen bis auf dreißig Meter genähert hatte. Zwischen den

angefressenen Wedeln der jungen Pflanzen erhoben sich die vierzig Meter hohen Schäfte alter Pflanzen. Dann begann ein Gebüsch dorniger Ranken mit kleinen gelben Früchten. Die Machete in Maras' Hand schlug eine Gasse durch die Barriere, und er ging weiter, die Sonne halbrechts vor sich. Der Schweiß rann unter den Gläsern der dunklen Brille über sein Gesicht, aber ununterbrochen hastete und kletterte er weiter.

Zwischen der Quelle, die einem kleinen Gebirgszug mit vielen vorgelagerten Hügeln entsprang, und dem ehemaligen Paradies von Lombardi zogen sich, laut Luftaufnahme, dichte Wälder dahin, von Bächen und Felsen, von Lichtungen, sandigen und morastigen Flächen, von Koumuranestern unterbrochen.

Je höher die Sonne kletterte, desto mehr schwenkte Maras nach links ab. Noch befand er sich im Mischwald, einem verwilderten Dschungel, der feucht, kühl und stickig war. Zwischen den Stämmen flogen riesige Falter hin und her, mit seltsam ziellosem Flug, der sie mit untrüglicher Sicherheit zu den stinkenden, grellen Blüten führte. Aus den Palmwedeln, die fast alles Sonnenlicht aussperrten, fielen Tropfen wie ein stetiger Sprühregen. Sie verklebten sein Haar zu einer fetten, übelriechenden Masse.

Hier war der Wald noch natürlich und unverwüstet; kein einziges Hoorr zeigte sich.

Maras dachte laut, um nicht an der Stille zu verzweifeln:

„Bei dem genetischen Druck, der unter den Hoorr herrscht, müßten sie sich eigentlich auch hierher gewagt haben. Daß sie es nicht tun, kann nur einen Grund haben.“

Er hatte diesen Gedanken gerade zu Ende gebracht, als er vor sich das Plätschern eines schmalen Gewässers hörte. Durch faulendes Laub, durch Kolonien weißer, glockenförmiger Pilze, auf denen grüne Maden herumkrochen, lief er auf das

Geräusch zu. Er stolperte, seine Sohle zertrat knackende Knochen. Ein kleiner Schädel rollte davon und verfang sich in einem Spinnennetz, als das lange Gehörn hochgeschleudert wurde. Maras bückte sich; als Biologe sah er sofort, daß ein Biss oder ein Prankenhieb das Rückgrat des Tieres zerschmettert haben mußte.

„Also ein Ducrot!“ sagte er sich, sprang über den Schädel und das Netz der handgroßen Spinne hinweg. Ein Faden hatte sich um zwei weiße Falter geschlungen, die, gaukelnd im Liebesspiel, dicht über den Boden geflattert und gegen das Netz geflogen waren. Jetzt näherte sich ihnen die Spinne ... wie lange habe ich schon kein Mädchen mehr gesehen? dachte Lombardi.

Er fürchtete sich davor, denn er hatte unauslöschlich den Blick im Gedächtnis, den die erste Frau ihm zugeworfen hatte, damals, im Explorerschiff, als man die wahre Natur seiner Krankheit festgestellt hatte.

„Ja, auch das wartet wieder auf mich.“

Er würde zweifellos Menschen sehen. Verrückte, Krüppel und Kirfder, Kranke und Bresthafte waren den Planetariern heilig und unantastbar, aber die Härte des Überlebens sorgte dafür, daß die Heiligkeit von sehr kurzer Dauer blieb.

„Weiter! Hier gibt es Wasser!“

Er besaß nur einen einzigen Wasserbeutel, den er heute bei Sonnenaufgang am Hahn der Aufbereitungsanlage abgefüllt hatte. Der Beutel lag wie ein praller, schwerer Schlauch über seinen Schultern.

Er entdeckte den kleinen Tümpel, der sich im Strömungsschatten hinter einem flachen Steinblock gebildet hatte. Gleichzeitig entdeckte ihn der Ducrot. Er hob den Kopf, riß den Rachen auf und fauchte. Das Sonnenlicht fiel auf die schillernden und farbigen Hornplatten.

Maras prallte zurück.

Die Machete entfiel seinen Fingern.

Der Ducrot starrte ihn aus großen, lohfarbenen Augen an. Unter dem langhaarigen Fell, das an den Schultern und am Hals von Wasser troff, spannten sich die Muskeln. Langsam griff Maras an den Gürtel und zog den Strahler heraus. Er zitterte am ganzen Körper und war unfähig, sich zu rühren. Wie gebannt starrte er den riesigen, tigerähnlichen Gegner an. Nur die schmale Wasserfläche und ein Streifen niedriger Gewächse trennten sie voneinander.

Die kritische Distanz war längst überschritten worden - mit einem lauten Knacken entsicherte Maras die Waffe. Er hielt sie mit der zitternden Rechten fest, und die Finger der Linken suchten und fanden den kleinen Hebel. Das Raubtier pendelte mit dem Kopf hin und her und trat dann unschlüssig von einem Vorderfuß auf den anderen.

Wieder fauchte es. Der drohende Ton brachte Maras zur Besinnung.

„Ich werde dich nicht töten ...“, sagte er laut. Beim Klang seiner Stimme hielt das Raubtier inne und erstarrte. In seine Augen trat ein gefährliches Glitzern.

Maras senkte die Waffe, zielte mit unsicheren Fingern und feuerte einen kurzen Schuss ab. Der knisternde Spurstrahl der Waffe verwandelte hundert Liter Wasser binnen einer Sekunde in eine Dampfwolke. Der hämmernde, ohrenbetäubende Krach weckte Tausende von Vögeln, noch ehe das Singen in Maras' Ohren verklungen war. Mit einem heiseren Brüllen warf sich der Ducrot zurück, sprang über den Wasserlauf und verschwand mit einer Reihe langer, federnder Sätze im Unterholz.

„Weiter...“, murmelte Maras. „Ehe er sich vom Schrecken erholt.“ Er watete durch das Wasser, auf dem einige kleine

Fische bachabwärts trieben, wusch seine Handgelenke und das Gesicht ab und ging weiter.

Der Ausgang dieses Abenteuers erfüllte ihn mit einem Hochgefühl, das er widerwillig zur Kenntnis nahm. Es störte das Bild des negativen Helden, das er von sich selbst hatte.

Er sicherte die Waffe und ging schnell durch das Unterholz. Nach hundert Metern merkte er, daß er die Machete liegengelassen hatte. Fluchend kehrte er um und holte sie, die Waffe in der Hand.

An diesem Tag schaffte er nach seinen Unterlagen etwa dreißig Kilometer. Er fühlte sich, als sei er hundert Kilometer weit gerannt.

Der Tag hatte Maras Lombardi völlig erschöpft. Er hatte seine Kräfte verausgabt und büßte jetzt dafür. Als die Sonne sank und sich die kurze Dämmerung der Äquatorgegend senkte, befand sich Maras an einem Platz, der für ein Lager wie geschaffen schien. Eine kleine Sandfläche, in ihrer Nähe eine Menge Bäume, an der rechten Seite eine Quelle. Er zog aus der Tasche das Gewebe der Hängematte und befestigte ein Ende um den Baumstamm, das andere um einen tief hängenden, starken Ast. Dann suchte er Feuerholz, schichtete es pyramidenförmig auf und entzündete das Feuer mit einem scharf eingestellten Strahl der Waffe.

„Es ist sicher gefährlich“, brummte er. „Ich fühle mich hier sicher.“

Er zog die Stiefel aus, stellte sie neben sich und kühlte seine brennenden Füße im eiskalten Wasser der Quelle. Dann packte er das Brot aus, schnitt eine breite Scheibe von dem Braten ab, streute Salz darüber und aß mit großem Hunger. Er trank aus dem Wasserschlauch; das Wasser war nicht so kalt und schmeckte etwas abgestanden. Sämtliche Muskeln schmerzten. Die Lungen stachen, und Maras fühlte, wie sein Herz aufgereg

schlug. Er hatte sein Paradies verlassen und sich auf einen unbekannten Pfad begeben. Jetzt konnte er nicht mehr zurück.

Er wusch das Gesicht, putzte sorgfältig die Zähne und zog sich im Schatten neben der Hängematte aus. Langsam und methodisch, aber mit schmerzenden Muskeln und flatternden Fingern kremte er seine Haut ein. An einigen Stellen, wo ihn Ranken und Dornen getroffen hatten, lösten sich breite, silberne Schuppen. Er zog die Hose und das Hemd an, hängte die Jacke an den Ast und schob frisches Holz ins Feuer.

Über ihm, im Geäst des Baumes, kicherte ein Nachttier. Viele Paare leuchtender Augen starrten ihn aus den Büschen ringsum an. Als er in einen Dorn trat und kurz darauf die Zehen gegen einen Stein schrammte, bemerkte er, daß er die Stiefel am Wasser unten vergessen hatte.

„Verdammt!“ knurrte er und schleppte sich die zwanzig Schritte hinunter zur Quelle. Er fand die Stiefel und nahm sie mit.

Vor der ausgespannten Hängematte blieb er stehen. Er stellte die Stiefel säuberlich zwischen die Wurzeln und versuchte einen Klimmzug, um in die Matte zu kommen, aber sie kippte, und er fiel zweimal wieder zurück auf den Boden.

Schließlich schwang er sich ächzend und stöhnend auf den Ast, wuchtete sich mit drei Versuchen hoch und stieg dann in die Hängematte wie in ein Boot ein. Diesmal klappte es, und er streckte sich aus und schloß erleichtert die Augen. Er drehte den Kopf.

„In was“, ächzte er leise, „habe ich mich eingelassen! Das ist unmenschlich!“

Er befand sich noch immer im Schock; was er bisher getan hatte, stand in diesem Zeichen. Jetzt besaß er fast keine Erinnerung mehr an die unzählbaren Tage, die er in seinem Paradies zugebracht hatte, umgeben von sämtlichen

Errungenschaften der Zivilisation. Jetzt befand er sich in einer Lage, wo alles auf seine Fähigkeiten reduziert war und nicht auf den Mechanismus eines Geräts.

„Unmenschlich!“ sagte er.

Das Feuer brannte langsam herunter. Nur noch weiße Glut blieb übrig, die langsam schwarz gefleckt wurde. Maras Lombardi sah dem Spiel der kleinen Flammen zu, bis seine Augen zufielen. Wilde Gedankenverbindungen schossen durch seinen Kopf. Er sah, im spiegelnden Widerschein der Flammen, zwischen den Blättern die Augen geheimnisvoller Dschungeltiere, die ihn beobachteten, die jeden seiner Atemzüge registrierten. Über ihm rührte sich wieder dieses unsichtbare Tier. War es groß und gefährlich, oder nur ein harmloser Pflanzenfresser?

Seine Augen fielen ihm zu.

Die Ducrot. Raubtiere. Sie waren wild und schnell, und wenn sie hungrig waren, fielen sie Menschen und Tiere an und töteten sie. Das Fell dieser Raubtiere war seidenweich und je nach klimatischen Bedingungen gefärbt. Es ließ sich zu Kleidern, Decken und zum Auslegen von Möbeln verwenden.

Die Ducrot, Männchen wie Weibchen, waren gefährlich, aber nicht sehr fruchtbar. Die Weibchen trugen lange, und wenn sie warfen, dann war es ein einziges Junges, das zwei Jahre lang heranwuchs; ein Nesthocker fast, kein Nestflüchter wie die Jungen der Hoorr.

Aber etwas anderes machte die Ducrot wichtig:

Sie besaßen Schuppen. An den Gelenken ihrer Läufe, über den Pranken, als Halskrause und entlang der Wirbelsäule. Die Dicke der Schuppen betrug drei, der Durchmesser dreißig Millimeter, je nach Alter und Stärke des Tieres verschieden. An den Gelenken besaßen die Schuppen weiße Farbe, silbern waren die entlang des Rückgrats, purpurn die Schuppen der

Halskrause. Für zwanzig Schuppen von purpurner Farbe bekam man bei manchen Stämmen ein jungfräuliches Mädchen. Die Jagd auf die Ducrot war Angelegenheit des ganzen Stammes.

Die Ducrot wurden weniger und weniger. Sie wurden scheuer und zogen sich in Gegenden zurück, in die ihnen die Menschen nicht oder nur unter größten Schwierigkeiten und nach wochenlangen Märschen folgen konnten.

Das war der erste Punkt, der Anfang eines langen Weges, der in den Tod dieses Planeten führte ...

Genau neben Maras' Ohr schrie etwas. Jämmerlich, langgezogen und kreischend, als ob ein Hoorr in den Fängen eines Ducrot verendete. Lombardi fuhr hoch, schaukelte wie wild mit der Hängematte und krachte mit der Stirn gegen den nächsten Ast. Er sah sekundenlang Räder und Sterne vor den Augen.

Das Kreischende und Jaulende flog in einem weiten Bogen durch die rote Dämmerung, bildete einen Sekundenbruchteil lang einen Schatten vor dem kleinen Glutkreis dort unten.

. Es landete neben dem Feuer und richtete sich auf. Es sah aus wie eine terranische Fledermaus mit langen Beinen. Dann stürzte es sich auf ein anderes kleines Tier und erwürgte es.

Maras lag in der Mitte, zitterte wieder und fühlte auf seiner Haut den kalten Schweiß. Sein Herz hämmerte wie rasend. Nur langsam beruhigte er sich. Er tastete nach seiner Waffe, hielt sie fest... und schlief abermals ein.

Als er erwachte, konnte er sich nicht bewegen.

„Muskelkater!“ sagte er und drehte den Kopf. Die Halsmuskeln schmerzten, als würden sie mit tausend Nadeln gestochen.

In seinen Füßen schienen die Blutgefäße mit flüssigem Blei gefüllt zu sein. Der Magen drückte, im Kopf hämmerte ein wütender Schmerz. Als seine Hand zufällig an seine Brust

kam, fühlte er an den Fingerspitzen Beulen und Stiche. Er hob stöhnend den Kopf, blickte seine fahlsilberne Haut an und erschrak.

„Mücken! Moskitos! Sicher haben mich Millionen davon gestochen!“ sagte er halblaut.

Sein ganzer Körper war von den Mücken zerstoßen. Maras beugte sich vor und schrie leise auf, als er den Rücken krümmte. Auch die Wirbelsäule tat weh. Maras langte nach dem dünnen Seil, das dreimal aus seinen tauben Fingern schlüpfte, ehe er den Knoten aufziehen konnte und langsam nach vorn aus der Matte rutschte. Er trat mit beiden Füßen auf einen langen, dornigen Zweig und wimmerte auf.

Dann fluchte er.

Er knickte in den Knien ein, stemmte sich mühsam hoch und wankte bis zum Feuerkreis. Dort versuchte er, sich die Dornen aus der Sohle zu ziehen. Einige von ihnen brachen ab, andere entfernte er und sah sich nach den Stiefeln um.

„Verdammt!“ sagte er. „Verdammt! Wo ist der andere Stiefel.“

Schweigend machte er sich auf die Suche.

Spuren! schoß es ihm durch den Kopf. Ein Tier hat den Stiefel fortgezerrt, und es müssen Spuren vorhanden sein!

Der linke Stiefel stand noch da, wo er ihn am Abend hingestellt hatte. Rings um ihn tobte der Chor derjenigen Vögel und Tiere, die bei Sonnenaufgang wach wurden. Der Juckreiz der vielen Insektenstiche wurde übermächtig.

Maras setzte sich auf eine hochragende Wurzel und griff nach dem Stiefel. Als er ihn bewegte, ertönte aus dem Schaft ein hohles Zischen. Erschreckt fuhr er zurück.

Schlange? Insekt? Reptil? dachte er. Die Pannen und Rückschläge summierten sich. Er stand auf und spürte wieder seine rebellierenden Muskeln und die tobenden Nerven. Dann

zog er den Strahler, entsicherte ihn und stellte den Projektor auf einen feinen, stark gebündelten Strahl ein. Schließlich fasste er den Stiefel vorn am Fuß, drehte ihn schnell um und schüttelte ihn.

Eine Handvoll kleiner, schwarzer Käfer fiel heraus.

Dann blickte der haarige, schwarze Kopf einer riesigen Spinne aus dem Schaft; ihre mit Haken bewehrten Beine klammerten sich an das weiche Futter. Maras gab dem Impuls, schreiend den Stiefel von sich zuschleudern, nicht nach. Er schlug den Stiefel auf den Boden und feuerte auf die Spinne, traf sie und legte dann den Stiefel vor sich hin.

„Ich wette, es sind noch zwanzig Schlangen darin!“ sagte er.

Im Schaft konnte er nichts erkennen. Er zog den Verschluss auf, schüttelte den Gegenstand abermals, und tatsächlich wand sich eine kleine Schlange daraus hervor, fiel herunter und schlängelte sich durch das Gras davon. Ein paar Ameisen folgten.

Schließlich zog er den Stiefel an. Er humpelte der Spur nach, die sich zwischen den Wurzeln über das Gras hinzog, folgte ihr über Moospolster und fand den zweiten Stiefel schließlich in einer Astgabel eingeklemmt, acht Meter über dem Boden.

Eine knappe halbe Stunde später besaß er beide Stiefel und schwor sich, sie niemals wieder von den Füßen zu nehmen. Oder er legte sie in der Hängematte auf seine Brust.

Lombardi wusch sich an der Quelle, spülte sich den Mund aus und merkte, daß das kleinere Messer aus dem Stiefelschaft verschwunden war. Er trocknete sich ab, wickelte die Seife in das feuchte Handtuch, aß Brot und Braten und zwei Konzentratwürfel und kämpfte ununterbrochen gegen den Juckreiz an. „Was jetzt?“ fragte er sich, als er die Insekten, Spinnen und Käfer aus der Jacke geschüttelt und die Flecken der Pilze abgewischt hatte.

„Weiter nach Osten!“ gab er sich zur Antwort.

Die Sohlen seiner Füße schmerzten von den Dornen. Jeder Quadratzentimeter Haut juckte teuflisch. Seine Muskeln und Nerven streikten bei jedem Schritt, aber er hatte irgendwo gelesen, daß man Muskelkater am besten mit angestrengter Bewegung bekämpfte.

Er bewegte sich angestrengt und bekämpfte den Muskelkater.

An diesem zweiten Tag kam er trotzdem gut voran. Er wanderte durch leicht ansteigendes Gelände. Zunächst, fast bis Mittag, ging es durch einen dschungelartigen Hochwald, der immer mehr zusammenrückte, mehr und mehr von Büschen durchsetzt war, schließlich durch eine Kiesfläche, die mit einzelnen Büschen bestanden war und von der Sonne weiß gebrannt wurde. Schweißtriefend und keuchend kam Lombardi am frühen Nachmittag an den See.

Der See war entstanden, als ein paar Baumstämme das Bett eines periodischen Flusses blockierten. Im Laufe der Zeit hatte sich weiteres Schwemmgut an dieser Barriere festgesetzt und sie abgedichtet. Seitlich davon strömte das Wasser über große, weiße Steine. Der See war nicht groß. Lombardi schob zwei Büsche zur Seite, blieb stehen und nahm die dunkle Brille ab.

„Ich werde verrückt!“ bemerkte er leise. „Ein Boot!“

In der Mitte des Sees schwamm ein hochbordiger Einbaum, in dem vier Männer saßen. Es waren magere, krank aussehende Leute mit hellem Haar. Einer von ihnen zog gerade ein trichterförmiges Netz ein, in dem viele Fische mit weißen Bäuchen zappelten.

„Ho, ihr Fischer!“ schrie Lombardi in der Basissprache des Planeten Capucinu.

Einer der Bootsinsassen hob träge ein Ruder und schrie zurück:

„Ho, Wanderer! Kaufst du uns Fische ab?“

„Nein!“ rief Maras. „Woher seid ihr?“

„Vom Stamm Amarga!“

„Es geht euch wohl?“

„Wir sind krank!“ war die Antwort. „Die Naln-Baga sterben!“

Naln-Baga bedeutete „die Bäume, die man zu allem gebrauchen kann“. Damit waren die Daktiliferen gemeint, die tatsächlich restlos verwertet wurden, von den Staubgefäßen der Blüten bis zu den letzten Wurzelfasern.

„Aber euer Häuptling ist reich an Ducrotschuppen!“ rief der Mann mit der silbernen Haut zurück.

„Ja, und auch der Schamane ist reich geworden. Wohin des Weges, Wanderer?“

„Zur Stadt der Schamanen!“

„Ein weiter Weg! Ziehe in Ruhe und Frieden und besuche den Stamm. Drei Tagesreisen am Fluß!“

„Ich will es versuchen, Fischer!“

„Gut! Dherra wache über deinen Weg!“

Maras gab zurück:

„Dherra beschere euch einen guten Fang und viel Sonne zum Trocknen der Fische!“

Er winkte, bog ab und ging schnell weiter. Er fühlte sich, als sei er tagelang verprügelt worden. Aber hinter seiner Schwachheit entdeckte er zu seiner maßlosen Verblüffung einen Durchsetzungswillen, der ihn erstaunte.

Er wanderte weiter bis kurz vor Sonnenuntergang und suchte dieses Mal sein Lager nach weitaus klügeren Gesichtspunkten aus. Als er sich eingekremt hatte, verschwand auch der Juckreiz. Nachdem er sich in einem Bach so lange ins kalte Wasser gelegt hatte, bis er blaue Lippen bekam, ließ auch der Muskelkater nach. Er entfachte ein Feuer, warf grüne Blätter darauf und verwandelte den Umkreis der Flammen in eine

Zone aus erstickendem Rauch. Dann feuerte er einige krachende Schüsse ab, kletterte mit Jacke und offenen Stiefeln in die Hängematte, die er zwischen zwei federnden Astenden angeknüpft hatte, und schlief schnell ein. Er vergaß sogar das Essen.

Als er am Morgen aufwachte, fühlte er sich geradezu heiter.

4.

Am fünften Tag ging sein Vorrat an Brot und Braten zur Neige. Am sechsten Tag erreichte er das Ende der Stromschnellen. Von hier aus würde der Strom Gira-Gira schiffbar sein. Als er zwischen den Büschen ans Wasser trat, schnellte ein Zweig zurück und schlug ihm die Sonnenbrille aus dem Gesicht. Sie flog, sich mehrmals überschlagend, im hohen Bogen ins Wasser und versank.

„Falls ich jemals in Dherra ankomme, werde ich wohl nackt sein!“ sagte er sich und sah sich nun dem Problem unmittelbar gegenüber, mit dem er sich schon seit Tagen beschäftigt hatte.

Zuerst der Zwischenfall mit dem Ducrot.

Dann die Stampede der Hoorr, die ihn beinahe umgebracht hatte.

Die Schlange und die Horde der nächtlichen Echsen, mit denen er gekämpft hatte.

Und jetzt stand er hier und wußte nicht, wie es weiterging. Er brauchte ein Boot.

„Alles werde ich hier finden, nur kein Boot!“ sagte er sich.

Also blieb ihm nur noch die Möglichkeit, ein Floß zu bauen. Aber, überlegte er sich, wie baute man ein Floß? Was mußte dabei beachtet werden?

Außerdem war er hungrig. Aber sein Muskelkater war während des schnellen Marsches durch die verschiedenen Geländezonen restlos vergangen. Er konnte jetzt länger und schneller laufen, ehe seine Lungen zu stechen begannen. Er hatte gelernt, gewisse Gefahren zu erkennen und ihnen auszuweichen. Er kannte jetzt einen Teil der Geheimnisse des Waldes. Vielleicht war es das Geheimnis der Tapferkeit, wenn man seine eigenen Ängste ignorierte oder vergaß. Der Marsch

jedenfalls hatte ihm keine Gelegenheit gegeben, Angst zu empfinden. Eine gefährliche Situation hatte die andere abgelöst.

Er setzte sich auf einen umgestürzten Baumstamm, nachdem er mit einem schnellen Blick festgestellt hatte, daß hier weder Wildspuren noch Ducrot-Abdrücke noch Ameisenstraßen vorhanden waren.

Langsam und methodisch dachte er nach, rief sich das Bild und die Bestandteile eines Floßes ins Gedächtnis und begann dann zu arbeiten. Die Dringlichkeit des Problems diktierte seine Handlungen, und die sechs Tage ununterbrochener Gefahren und Reaktionen darauf hatten seine Finger hart und geschickt werden lassen. Er zog das schwere Vibromesser und fällte vorsichtig drei Bäume. Die Kerben brachte er so an, daß die Bäume in die Richtung des Ufers fielen. Er zersägte in langer, mühevoller Arbeit- von Insekten umschwärmt und zerstoßen, die Baumstämme in etwa dreieinhalb Meter lange Abschnitte. Dann modellierte er eine Art Steuerruder, schnitt eine Menge dünner Lianen von den tief hängenden Ästen und band die Baumabschnitte aneinander. Er säuberte eine Gasse von Gestrüpp und Unterholz und sah schließlich am Ufer etwas liegen, was starke Ähnlichkeit mit dem Floß seiner Phantasie hatte.

Es war inzwischen später Nachmittag geworden.

Gerade, als Maras aus dem harzigen Gestrüpp einen großen Haufen gemacht und die restlichen Baumabschnitte daraufgeworfen hatte, hörte er die Stille. Er war zunächst irritiert, weil er tatsächlich glaubte, seine überreizten und angespannten Sinne spielten ihm einen Streich, und er wäre vorübergehend taub geworden. Aber schlagartig herrschte über diesem Gebiet des schmalen schnellen Flusslaufes absolute Todesruhe.

Als sich Lombardi aufrichtete, merkte er, daß er verzweifelt durstig und hungrig war.

„Was soll das?“ fragte er laut.

Nervös suchte seine Hand nach der Strahlwaffe. Er hatte sie, weil sie ihm viermal aus der Tasche gefallen war, mit einem Stück des Seiles gesichert. Dann lag der warme Kolben beruhigend in der Hand.

Plötzlich...

Ein ohrenbetäubendes Lärmen setzte wie ein Donnerschlag ein. Eine Million unsichtbarer Tiere schrie und kreischte. Nur die beiden Flussadler hoch über ihm ließen sich in ihren majestätischen Kreisen nicht stören. Maras wirbelte herum. Seine Augen suchten die freien Uferstücke ab, er horchte durch den hallenden Radau in den Uferwald hinein. Er sah und hörte nichts, das ihm Aufschluss über die Ursache des Lärms gegeben hätte. Ein kleines Rudel prächtiger Sued sprang mit gewaltigen Sätzen hundert Fuß weiter oben in den Fluß und schwamm rasend schnell auf das jenseitige Ufer zu. Maras merkte, wie sich die Härchen auf seinen silberfarbenen, von tiefen Kratern und den entzündeten Insektenbissen gemarterten Unterarmen aufstellten.

Gefahr! flüsterten seine Gedanken. Von dort oben!

„Dreimal bin ich mit einem Ducrot zusammengetroffen!“ sagte er laut. „Und da ich die kritische Distanz jedesmal unterschritten habe, konnte ich das Tier in die Flucht schlagen. Ein viertes Mal riskiere ich es nicht.“

Er feuerte einen Schuss in die Luft ab, als der Lärm der Tiere abgeebbt war.

Als er sich bückte, um das Floß ins Wasser zu schieben, sah er den Koumura Roba, ein riesiges, dunkelgrünes Tier. Es starrte Lombardi mit hitzigen, böartigen Augen an. An den Hornzacken und dem langen, speerähnlichen Rammsporn

hingen triefende Wasserpflanzen. Maras hob unschlüssig die Waffe. Das Tier hatte eine Gasse durch den Uferwald gewalzt und blieb stehen. Zwölf Meter lang und knapp sechs Meter hoch-ein Gigant einer übrig gebliebenen Echsenart aus der Frühzeit des Planeten.

„Du störst mich!“ sagte Maras. Er kannte kein anderes Mittel, das Tier zu einer Fluchtreaktion zu veranlassen als einen Schuss. Er feuerte dicht vor dem Koumura in den Boden.

Eine Fontäne aus Dreck, Schlamm und zerfetzten Pflanzenteilen stieg auf und überschüttete den Kopf des Tieres. Die Panzerplatten krachten, als der Koumura den Vorderkörper schüttelte, dann brüllte er auf.

Wieder erschreckte der Schrei die Tiere. Eine atemlose, unheilvolle Stille breitete sich aus. Von den Bäumen tropfte laut das Kondenswasser. Summend flog eine Hummel an Maras vorbei.

Eine Minute lang dauerte die Spannung.

Schließlich riß etwas in Lombardi. Seine überreizten Nerven ließen ihn im Stich. Er schwenkte die Waffe wie eine Keule, schrie heiser auf und sprang über das Floß. Dann rannte er schreiend auf den Koumura zu, mitten durch kleine Pfützen, an zerstäubenden Pilzen vorbei, durch ein Büschel riesigen Schilfes, das klappernd zur Seite wich und sich klappernd wieder schloß. Es war die Wahnsinnstat eines völlig Unerfahrenen -und sie hatte Erfolg.

Drei Meter vor der Spitze des Rammsporns blieb Maras stehen, nachdem er über feuchtes Moos geschlittert war. Widerwillig schlossen sich die Facettenaugen des Tiergiganten. Dann wandte er den Kopf mit dem schuppigen und faltigen Hals, schrie unwillig auf und bewegte sich auf seinen sechzehn Beinen nach links. Wie eine Planierraupe brach er durch Büsche und Schilfinselfen, und die Bäume krachten und zitterten,

wenn die gepanzerten Schulterblätter der vorderen Glieder an die Stämme stießen und große Rindenstücke herausrissen.

„Ich ... das darf nicht wahr sein!“ flüsterte Maras.

Er stand da, schlammbespritzt, regungslos ... und wunderte sich. Er hatte das größte Raubtier dieses Planeten durch sein Geschrei und das Fuchteln mit einer Waffe vertrieben! Er schüttelte den Kopf; erst jetzt kam ihm zum Bewußtsein, daß er eben einen echten Selbstmordversuch unternommen hatte.

Von fern hörte er die Geräusche zurückschnellender Bäume und brechender Äste. Noch einmal schrie der Koumura Roba auf.

Stolpernd wankte Maras zurück und setzte sich auf den Rand des Floßes. Er stieß mit der Ferse gegen einen Balken, das Floß setzte sich in Bewegung und rollte den Abhang hinunter. Immer schneller. Maras verlor das Gleichgewicht, fiel in den morastigen Boden und richtete sich wieder auf.

Aufklatschend fiel das Floß ins Wasser, drehte sich herum und wurde von der Strömung mitgerissen. Eine lange Liane schleifte nach. Maras schrie zornig und enttäuscht auf. Dann steckte er in rasender Eile das Messer und die Waffe ein, suchte seine wenigen Habseligkeiten zusammen und rannte das Ufer entlang.

Er starrte ab und zu nach links durch die Bäume und sah, wie sich das Floß kreiselnd in der Strömung bewegte.

Nach hundert Metern etwa kam er auf einen Tierpfad, der dicht neben dem Wasser verlief. Er scheuchte eine Herde Hoorr auf, dann ein Rudel Sued, ein Ducrot floh verwirrt, als Maras in vollem Lauf auf ihn zuschoss. Er kam langsam auf gleiche Höhe mit dem Floß.

Schließlich sah er, daß der Fluß eine starke Biegung machte. Er war zu allem entschlossen, obwohl er wußte, daß die Gewässer von Raubfischen wimmelten. Er kürzte ab, schlug

sich mit der Machete einen Weg durch feuchte Pflanzen und schob dann das Werkzeug in den Gürtel.

Er kletterte auf einen Baumstamm und hechtete ins Wasser. Er kämpfte gegen die Strömung an, die ihn schnell abtrieb, das Floß aber wurde noch schneller mitgerissen und kam näher. Maras wartete, zog die Machete und schlug sie, als das Floß an ihm vorbeischoss, mit aller Kraft in die Balken.

Indem er die Hände um die stumpfe Seite der Machete krallte, gelang es ihm, sich aus dem Wasser zu ziehen.

Keuchend und erschöpft, mit zuckenden Gliedern, lag er auf den Baumstämmen und erholte sich.

„Geschafft!“ sagte er. „Geschafft!“

Endlich, als die kurze Dämmerung hereinbrach, zog er die Stiefel aus und schüttete das Wasser heraus. Er kroch über das wild schwankende Floß an das Ruder und stabilisierte den Kurs des Floßes. Langsam trockneten die Kleider und klebten wie Schlamm an der Haut. Die entzündeten Insektenstiche und die Wunden begannen unerträglich zu jucken.

Lombardi murmelte sarkastisch: „Jetzt bin ich meinem Ziel schon viel näher!“ Er fühlte sich wie ein Geist, der durch die Wildnis wanderte. Immer wieder hatten sich die Bilder geändert. Aber die gesamte Natur schien zu kränkeln; die Bilder, die sonst glänzend und satt von Farben sein mochten, welkten an den Rändern, wirkten verstaubt, die Farben wurden morbid.

Der Kreislauf des Lebens auf dem Planeten Capucinu war sichtlich an einer Stelle unterbrochen worden. Noch schaffte es die Natur, besonders hier in den subtropischen Wäldern, mühsam das Gleichgewicht zu halten. In anderen Teilen des Planeten mochte es anders aussehen ... gefährlicher und tödlicher für die Fauna, die Flora und die Menschen. Lombardi schlief ein, ausgestreckt auf den Stämmen, unter der rechten

Achsel den Schaft des Steuerruders, mit einer Liane am Griff der Machete festgebunden, hungrig und durstig.

Er konnte schlafen, obwohl die Natur rings um ihn voller Gefahren war.

Er fühlte sich, zum erstenmal seit Jahren, sicher und zufrieden.

Drei Tage später, im ersten Morgengrauen, rammte sein Floß ein Fischerboot. Es war irgendwo am Mittellauf des Gira-Gira.

Augenblicklich wurde Lombardi wach. Er blickte in erschrockene Gesichter. Von allen Seiten strebten die schlanken, hochbordigen Boote der Fischer auf ihn zu. Geschrei wurde laut. Maras warf sich herum, griff mit der Hand nach einer Bordwand und fragte:

„Ihr habt einen Schamanen bei euch, Freunde?“

Verwundert starrten ihn die Fischer an.

Sie sahen einen schlanken, sehnigen Mann mit gut entwickelten Muskeln. Er blickte sie aus blauen Augen aufmerksam an, aus guten, ehrlichen Augen. Sie standen in einem bärtigen Gesicht, dessen Haut an den sichtbaren Stellen aussah wie Silber.

„Sieh, dort!“ sagten die Fischer und deuteten auf das Zeichen.

Die Boote stießen gegen das auseinanderfallende Floß, auf dem bereits Wasserpflanzen blühten. Langsam trieben die Fischer das Floß auf einen weit vorspringenden Steg; die Tropfen, die von den Ruderblättern spritzten, funkelten im ersten Sonnenlicht auf.

„Ich sehe, Freunde!“ sagte Maras erleichtert und tastete nach der Tasche, in der er das versiegelte Band wußte. „Bitte, bringt mich zum Schamanen!“

Halbmondförmig breitete sich vor dem Steg am Ufer eine Sandfläche aus, die sanft anstieg. An ihrem oberen Rand

standen Hütten auf dicken Daktiliferenschäften. Einige frühe Feuer brannten, deren Rauchfahnen sich in der klaren Luft erhoben. Im Zentrum des Dorfes stand eine Säule, aus kurzen, sorgfältig ineinander verfugten Palmabschnitten gefügt und schwarz bemalt. An ihrer Spitze war Dherra, die Kugel, befestigt. Eine vollständig runde Kugel mit zwei weißen Polkalotten und braungoldenen Kontinenten auf blauem Grund.

Darunter standen die beiden verehrungswürdigen Formeln.

V ist pi mal d hoch drei geteilt durch sechs

und: O ist prima l d hoch zwei

Einer der Fischer, ein kleiner Mann mit weißem Haar und runzligem Gesicht, wandte sich an Maras.

„Du kommst von weit her, Fremder?“

Mit ein paar Schlägen des knirschenden Ruders brachte Maras das Floß näher an das Ufer heran. Die Strömung schwang nun Boote und Floß in einem weichen Bogen auf den Mittelpunkt des Steges zu.

„Ich komme vom Meer“, gab Maras Auskunft. „Und ich muß schnell in die Wüste.“

Ein anderer fragte:

„Zur Stadt der Schamanen?“

„Genau dorthin.“

Sie ruderten alle so hinter und neben ihm her, daß ihre Boote das Floß vorsichtig ans Ufer drängten. Schließlich schrammten die Baumstämme gegen den sandigen Boden, und die Fischer zogen ihre Boote auf den Sand hinauf. Aus den Hütten kamen Kinder mit dicken Bäuchen und rachitischen Beinen gelaufen und seltsam scheue Frauen und Mädchen. Und schließlich kam auch der Schamane. Er verbeugte sich kurz, als er Dherra sah, dann lief er barfuß auf Lombardi zu.

„Du suchst mich, Fremder?“ fragte er.

Maras hatte sich von Fischen ernährt, von Flusswasser und von Früchten, die er von den Ästen heruntergerissen hatte, wenn er nahe genug an sie herangekommen war auf seiner langen Fahrt. Die Fische hatte er mit dem Holz der Äste gebraten.

Maras lächelte kurz und fühlte die Schwäche in seinen Knien.

„Ich suche jeden, der mir hilft, schnell die Stadt der Schamanen zu erreichen. Ich muß den Prior sprechen. Lieber morgen als einen Tag mehr als morgen.“

Der Schamane musterte ihn durchdringend. Er war ein Mann, älter als fünfzig Jahre, aber mit der Haltung und den Gebärden eines Jugendlichen. Er betrachtete die Kleidung des Mannes, seine Haut, die Augen und die Ausrüstung. Maras erinnerte sich und riß die Machete aus dem morschen, mit Wasser voll gesogenen Holz des Floßes.

„Du siehst aus wie ein Mann, der hungert und dürstet. Und der sehr krank ist!“ bemerkte der Schamane. „Verträgt deine Eile einen Tag Aufenthalt, Essen und Pflege?“

„Sicher. Aber ich bin krank - meine Haut wird von einer silbernen Flechte geschunden, Mann des Verstandes!“ erwiderte Maras. Es war wunderbar, wie einfach der erste Kontakt verlief, und er fühlte keinen Moment lang die Scheu vor dem Anblick von Menschen. Die Fischer bildeten einen dichten Kreis um ihn. Er schätzte ihre Zahl ab und kam auf einen Wert um tausend. Oftmals war er an beleuchteten Dörfern vorbeigetrieben. Entweder war er zu weit entfernt, um hinübereudern oder schwimmen zu können, oder aber die Strömung war zu reißend - oder er hatte geschlafen. Er nickte.

„Der Häuptling wird mir Gastrecht gewähren?“ fragte er zweifelnd.

„Wenn ich ihn darum bitte!“ versicherte der Schamane. „Ich bin Solvia, der Berater dieses Jahres.“

„Bitte, bring mich zum Häuptling des Dorfes.“

„Natürlich!“

Der Schamane trug wie alle Ratgeber ein einfaches Gewand. Es bestand aus einer einfachen Hose aus einem kräftigen Stoff, aus einem Gürtel und einem Hemd, auf dessen Brust das Symbol der Vollkommenheit, die Kugel Dherra, eingestickt war. Diese Männer galten als tabu, und noch niemals war einer von ihnen angegriffen, beraubt oder erschlagen worden. Er fasste Maras um die Schultern und führte ihn vom Floß weg, den Hang hinauf, durch ein Spalier schweigender und verwunderter Menschen. Hinter ihnen folgten die Fischer und andere Eingeborene. Schweigend gingen sie unter den Pfählen der ersten Häuserreihe hindurch, kamen an einen kleinen Platz, der von einem gewaltigen Sonnensegel aus geflochtenen Daktiliferenblättern bestand, und hielten vor dem Häuptlingshaus an. Der Häuptling des Dorfes empfing sie auf den untersten Sprossen der Leiter sitzend, die zu der Wohnplattform hinaufführte. Der Schamane deutete auf Maras und sagte:

„Häuptling Araci, dieser Mann ist eben mit einem Floß gelandet. Er ist müde, sehr hungrig und krank. Er muß zu meinem Vater, dem Prior unserer Stadt. Ich bitte in seinem Namen um das Gastrecht.“

„Es ist gewährt, und man soll alles tun, um ihm zu helfen, Solvia!“ sagte der Häuptling halblaut.

Er war ein großer, schmalschultriger Mann mit einem sorgenvollen Gesicht. Er fasste Lombardi ins Auge und erkundigte sich:

„Dort, woher du kommst, Fremder ...“

Maras zögerte. Dann drehte er sich halb herum und sah dem Schamanen ins Gesicht.

„Ich bin Maras, der Wanderer!“ sagte er. Der Häuptling schaute ihn mit durchdringenden Augen an. Einen Augenblick schien es, als wolle er eine Rede halten, dann senkte er den Kopf und fragte ein zweites Mal:

„Woher du kommst, Wanderer Maras, sind auch dort die Menschen krank, weil die Bäume welken?“

„Dort, wo ich bisher lebte, weit an der Meeresküste, gibt es keine Menschen“, erwiderte Maras. Hier erfuhr er zum erstenmal, daß seine Befürchtungen und die des toten Dener Ashmole zutrafen. „Aber auf meinem langen Weg von der Küste bis hierher sah ich viele sterbende Wälder. Und ich traf nur wenige Ducrot.“

Der Häuptling nickte. Er schien nicht gewillt, dieses Problem zu diskutieren. Er wich aus, deutete auf die Menge und meinte im Ton der Autorität:

„Helft dem Ratgeber. Bringt Maras Essen und Trinken und wascht seine Kleider und so fort. Wie lange willst du bleiben?“

Maras hob die Schultern. Die Zeit brannte ihm auf den Nägeln.

„Einen Tag, Häuptling Araci, oder zwei. Höchstens drei.“

Der Häuptling nickte wohlwollend; sie waren entlassen.

„Komm!“ sagte der Ratgeber.

„Wohin?“

„In meine Hütte!“

Ein langsamer Rundblick, während sie schräg durch das Dorf gingen, vorbei an den vielen Gerätschaften und Hütten, an Booten, Netzen, Angeln und Fiskspeeren, überzeugte Maras Lombardi davon, wie wichtig die Daktiliferen für die Menschen dieses Planeten waren. Vermutlich gab es nicht ein einziges Stück, nicht einen Teil der Pflanze in ihren allen drei

Wachstumsstadien, der nicht vollkommen verwertet wurde. Die Blüten und die Früchte, die Wedel und die Stämme, die Schuppen und selbst die Wurzeln - für jede Art der Verwendung fand er hier sorgfältig bearbeitete Beispiele.

„Es ist alles sehr wichtig“, sagte Maras leise, fast flüsternd. „Und ich bin ein schwacher, kranker Mensch.“

„So ist es, Bruder“, sagte der Schamane. Er wandte sich um und sprach leise und tröstend auf eine junge Frau ein, die einen krank aussehenden Säugling in den Armen schaukelte. Ein verkrüppelter Junge saß im Sand und spielte mit zwei halben Nüssen. Es gab ein hohles, klapperndes Geräusch. Es klang wie eine Totentrommel.

Sie erreichten die Hütte. Maras spürte, wie die Spannung von ihm abfiel wie die Schuppen seiner kranken Haut. Er knickte in den Knien zusammen und fiel hart gegen die Matte, die als Vorhang diente. Blitzschnell bewegte sich der Schamane und fing ihn auf. Dann rief er nach ein paar jungen Mädchen, die in der Nähe waren. Sie kamen schnell auf die Hütte zu.

„Er ist krank und erschöpft. Wir müssen ihn Gesundpflegen, denn er hat eine wichtige Botschaft für meinen Häuptling!“ sagte der Schamane. „Helft mir!“ Sie schleppten Maras Lombardi nach innen.

Er mußte sehr lange geschlafen haben, denn als er aufwachte, war es schon wieder heller Tag. Licht fiel in winzigen Vierecken durch die Matten und in Streifen durch die Ritzen des Daches. Es war kühl und angenehm.

„Ich sehe, du bist wach, Wanderer!“ sagte eine dunkle Stimme. „Licht?“

„Ja, bitte!“ murmelte Maras. Er fühlte sich angenehm schwach und ausgeruht. Merkwürdigerweise war er wach, und auch seine Haut schmerzte nicht mehr. Als er sich aufrichtete,

sah er alle seine Kleidungsstücke und die Ausrüstung sauber und ordentlich auf einem Tischbrett ausgelegt. Er lächelte.

„Du warst sehr krank!“ sagte Solvia. Hinter ihm stand ein hübsches junges Mädchen. Es hieß Anael, wie Maras später erfuhr.

„Ich fühle mich gesund.“

Solvia berichtete, was sie mit ihm alles angestellt hatten. Zuerst war er mit seiner eigenen Seife in warmem Wasser gebadet, mit kaltem Wasser gereinigt, dann massiert und eingeeölt worden. Er hatte immer wieder gestöhnt und etwas vom sterbenden Planeten geredet in seinem hinfälligen Zustand.

Dann hatte man mit einer Salbe, die man aus den Blütenblättern der Daktiliferen gewann, seine Wunden versorgt.

Er war kurz aus seiner Besinnungslosigkeit aufgewacht, hatte getrunken und mit dem Hunger eines halb Wahnsinnigen gegessen und war sofort wieder in einen tiefen Schlaf gefallen. In der Zwischenzeit hatte man seine Ausrüstung geputzt. Was wohl die vielen geheimnisvollen Dinge bedeuteten?

Maras wickelte die Decke um seine Hüften und stand auf. Selbst die Dornen aus seinen Fußsohlen hatte man gezogen und die vereiterten Wunden versorgt.

„Ich bin von einem anderen Stamm, der weit entfernt ist“, sagte er entschuldigend. „Und bei uns gebraucht man diese Dinge.“

„Ich verstehe. Du hast ein armes Dorf betreten!“ sagte der Schamane.

„Ich hoffe, es reicht noch für eine weitere Mahlzeit!“ erwiderte Maras wider Willen in anzüglichem Tonfall.

„Wir haben sie bereits vorbereitet. Du sprachst vom Tod vieler Menschen!“ sagte Solvia.

„Sie werden alle sterben, wenn ich nicht den Prior treffe!“ wiederholte Maras hartnäckig. „Laßt uns nach dem Essen darüber sprechen.“

Der Schamane sah das Mädchen an. Anael nickte und huschte hinaus.

„Ich habe den Häuptling gebeten, dir ein schnelles Boot mit ausgeruhten Ruderern zu geben. Sie können dich zum Stamm bringen, der am Unterlauf wohnt. Zu Aparol, meinem Bruder.“

„Einverstanden!“

Langsam zog sich Maras an. Er registrierte viele Einzelheiten und bedankte sich bei dem Schamanen. Solvia versicherte, daß der Stamm arm, aber friedlich sei und jedem der seltenen Wanderer half, wo immer es ging. Man hoffte, daß dadurch die Krankheit vom Stamm genommen werde und daß die Bäume und viele andere Pflanzen wieder gesunden.

„Das hat andere Gründe!“ sagte Maras. „Ich werde versuchen, sie dir beim Essen zu erklären.“

Sie aßen unter dem vorspringenden Dach der Hütte. Von hier aus hatten sie einen guten Ausblick über die Biegung des langsam fließenden Flusses und auf das schwarze Monument mit der dreifarbigen Kugel. Zwischen den einzelnen Bissen sagte Maras:

„Ihr seid ein armer Stamm, also hat euer Häuptling nur wenige kostbare Blättchen aus dem Fell des Ducrot?“

„So ist es.“

„Dort, wo die Ducrot gejagt und getötet werden, vermehren sich alle anderen Tiere viel schneller. Und da sie Pflanzen fressen, an den Wurzeln nagen und in den Löchern zwischen den Wurzeln leben, verkümmern die Pflanzen.“

Der Berater fragte leise:

„Was ist zu tun, Bruder?“

Maras hatte sich den Bart entfernt und wischte über sein glattes Kinn, an dem das Fett herunterlief.

„Tötet und verjagt die Hoorr, Bruder!“

Der Schamane hob abwehrend die Hände und rief:

„Letztes Jahr, als wir unsere vielen Fragen stellten, sagte der Schrein, daß alles Leben kostbar und heilig sei. Wir dürfen nicht gegen diese Antwort handeln, Bruder.“

Maras trank einen Schluck kalten Palmwein und erwiderte ernst:

„Diese Antwort habe ich erwartet. Und befürchtet. Siehst du, deswegen ist es so wichtig, daß ich den Prior spreche.“

„Du wirst schnell reisen!“ war die Antwort.

Maras nickte. Er fühlte sich ausgezeichnet. Seine Gedanken und Gefühle hatten sich beruhigt; er begann hinter der Barriere seiner Skepsis und seiner mangelnden Selbstsicherheit zu ahnen, daß die Aufgabe auch für ihn zu bewältigen sei. Gleichzeitig aber meldeten sich die Erinnerungen an zahlreiches Versagen.

5.

Die Sonne kroch mit heißer Intensität über die schwer durchhängenden Wipfel. Die Luft wurde still. Das Wasser nahm hier, als es sich durch zahlreiche Kanäle, umrahmt von Buschwerk, Lianen und übelriechenden Blumen wand, eine schwarze, drohend geheimnisvolle Färbung an. Das Zischen, mit dem der scharfe Bug des aus Palmbrettern gefertigten Langruderers das Wasser durchschnitt, das schwere Atmen der zwanzig Ruderer, das Eintauchen der Ruderblätter und die gurgelnden Wasserwirbel waren die einzigen Geräusche.

„Wanderer - wir sind morgen Abend beim Stamm Jabbarem, bei dem Schamanen Aparol!“ sagte der zweite der Ruderer.

Seit vier Tagen eilten sie in einem bewundernswert gleichmäßig schnellen Tempo den Fluß hinunter.

„Und dann beginnt euer schwerer Rückweg!“ sagte Maras Lombardi.

Er lag auf dem Bauch und hielt die Waffe in der Hand, wie schon seit Tagen. Unter ihm befanden sich breite Bretter, die den Bugraum des langen Kanus bildeten. Darauf lag eine dicke Matte, und Maras hatte keine andere Aufgabe, als vor Hindernissen zu warnen und Raubtiere abzuwehren. Gleichmäßig wie ein Uhrwerk hoben und senkten sich die nassen Riemen, tauchten ein, schoben das Boot vorwärts, dem Delta des Gira-Gira entgegen.

„Dein Weg mag nicht schwerer sein, aber er ist länger, sagte Solvia!“ bemerkte ein anderer Ruderer.

Es war drückend heiß. Die nackten Oberkörper der Ruderer glänzten vom Schweiß. Große Fische tauchten auf und schnappten nach Luft. Vögel, die wie fliegende Edelsteine aussahen, schwirrten durch die dunklen Höhlen des Uferwaldes und tauchten ihre langen Schnäbel in die Blüten. Langsam traten die Ufer zurück. Rechts vom Fluß gingen sie in flaches Land über, das mit Wäldern und Seen durchsetzt war. Wenigstens hatte Lombardi dies von den Luftaufnahmen her in Erinnerung.

Links begannen bewaldete Berge, die schließlich in einen Gebirgsgrat übergehen würden, der die Deltagegend gegen die tief eingeschnittenen Buchten dieses Meeres abschirmte und eine natürliche Wasserscheide bildete.

Zwei Stunden dauerte es, bis das Kanu aus der Dunkelheit der Gänge hervorschoß und in die gleißende Hitze des frühen Nachmittags glitt. Ein kühler Wind kam vom Meer her; sie alle atmeten erleichtert auf.

Einer der Ruderer hob den Kopf und rief leise:

„Die Vögel! Was ist das?“

Er deutete kurz nach links. Dort, über einem breiten Hügel, der von weißen Felszinnen überdacht wurde, schwebten Vogelschwärme. Sie waren nicht weiter als einen Kilometer entfernt, und Maras blinzelte, als er den Kopf drehte. Es waren verschiedene Gattungen, die sich zu großen Schwärmen zusammengefunden hatten. Jetzt erkannten sie auch die Quelle der Geräusche; sie kam von den Tieren, die aufgeregt über den gelben, welkenden Wäldern des Hügels flatterten. Man sah Fischadler ebenso wie rote Riesenvögel, die wie Flamingos aussahen, kleine schwarze Tiere bildeten verwirrende Muster, wenn die Schwärme ihre Richtung änderten. Das Kreischen und Schreien wurde durch die Entfernung zu einem hohen Summ ton.

„Sie sind unruhig!“ gab Maras zurück. „Vielleicht Raubtiere?“ Ein anderer sagte:

„Es hat viel Regen gegeben, in den letzten Tagen. Vielleicht hat das Wasser ihre Nester zerstört!“

Der breitschultrige Ruderer, der die Funktion des Steuermannes hatte und ganz im Heck saß, schüttelte den Kopf. Sein langes Haar flog hin und her. Er rief:

„Das alles sind keine guten Erklärungen! Sie haben Angst, das ist es!“

Die anderen Männer nickten feierlich.

„Sie haben Angst, jawohl!“ sagten sie wie im Chor.

„Wovor?“ fragte Maras.

Das Kanu glitt über die spiegelnde Fläche des Sees dahin, den der Fluß hier bildete; das Wasser zog eine weit mäandernde Schleife und staute sich auf, bevor es sich in die zahlreichen Arme des sumpfigen und sandigen Deltas preßte.

„Das weiß niemand!“

Die letzten Tage, dachte Maras, waren geradezu verblüffend ungefährlich verlaufen. Aber schließlich befand er sich im Schutz von zwanzig Männern, deren Lebensbereich der Uferwald und der Fluß waren. Sie wichen den möglichen Gefahrenpunkten aus, während er sich mitten durch sie hindurchbewegte. Jetzt aber wurde er unruhig. Ständig den Tod erwartend, ständig erschreckend... so hatte er den Weg bis zur ersten Siedlung verbracht. Seine Sinne waren erregt, er sah sich um und versuchte, eine Gefahr zu erkennen. Aber nur die Vogelschwärme blieben sichtbar, ihr Lärmen schlug in die Ohren und wurde immer lauter, je mehr sich das Kanu dem Hang näherte. Maras rief:

„Steuert mehr in die Mitte des Flusses! Haltet vom Ufer ab!“

„Warum, Wanderer?“ schrie der Steuermann von hinten.

„Ich glaube, aus dem Wald droht uns Gefahr!“ gab Maras zurück. Er war unsicher, als er in die Gesichter der Männer blickte. Sie paddelten weiter, und sie glaubten ihm nicht. Weiter... Lombardi lag auf dem Bug, spähte nach vorn und nach allen Seiten, aber obwohl er nichts sehen konnte, spürte er, wie die Gefahr fast greifbar zunahm. Er blickte die Vogelschwärme an. Sie kreisten ununterbrochen; die ersten Vögel erreichten jetzt das Wasser und kletterten in Kreisen höher und höher.

Zuerst war es nur ein weiteres, undefinierbares Geräusch.

Ein fernes, brodelndes Donnern. Als ob sich unterirdisch eine gewaltige Wassermenge durch Felsspalten pressen würde. Dann erfolgte eine Reihe harter Explosionen. Der Schall kam ganz aus der Nähe.

„Der Hügel!“ schrie ein Ruderer.

Zwanzig Köpfe drehten sich zur Seite. Einen Moment lang kam Unordnung in den Rhythmus der Paddel. Das Kanu schwankte und gierte gefährlich. Maras klammerte sich fest und sah, daß die Bäume dieses Hügels zu zittern und zu schwanken anfangen. Oben, am Rand der Felsklippe, löste sich das Erdreich ab und schob sich zusammen. Das Dröhnen nahm zu, kam näher, wurde lauter.

Maras schrie:

„Rudert! Es geht um unser Leben. In der Mitte des Stromes ... dort hinüber!“

Der Steuermann brüllte:

„In Dherras Namen, Freunde, rudert!“

Nach einigen Augenblicken der Verwirrung stellte sich wieder der alte Rhythmus ein. Das Boot beschrieb eine enge Kurve und schoß davon, dem flachen rechten Ufer entgegen. Maras sah über die Köpfe der hart arbeitenden Männer hinweg.

„Ein Erdbeben!“ flüsterte er entsetzt.

Jetzt flohen die Vögel in wilder Panik nach allen Seiten. Rumpelnd und mit einer breiten Skala hässlicher Geräusche löste sich über die gesamte Breite des Hanges der Humus. Die Bäume brachen zusammen und purzelten wild durcheinander. Erdfontänen spritzten hoch. Ein harter Schlag erschütterte die hohen Daktiliferen am Ufer, ließ sie beben, dann schüttelte sie eine unsichtbare Faust hin und her. Die ersten Bäume fielen mit klatschenden Wipfeln ins Wasser. Wellen breiteten sich aus. Dann hob sich der Uferstreifen wie eine Brandungswoge und wurde von einem zweiten Erdstoß auf hundert Meter Breite ins Wasser geschleudert. Augenblicklich stieg eine Woge hoch und rollte auf das Kanu zu.

„Steuermann! Hinter dir!“ schrie Maras entsetzt.

Er steckte die entscherte Waffe zurück, tat die kostbare Machete zurück in den Verschlag vor dem Bug und hielt sich fest. Der letzte Ruderer warf einen kurzen Blick auf die Schulter, dann feuerte er seine Kameraden mit einer Serie wilder Schreie an und brachte das Kanu in eine andere Richtung. Die Welle würde nun genau waagrecht auf die Linie treffen, die das Kanu fuhr.

Gebannt starrte Lombardi auf das näher kommende Unheil.

„Wir werden alle sterben!“ flüsterte er heiser.

Seine Finger verkrampften sich in den Schlingen und in den Spalten der Bretter. Der Hang rutschte mit überraschend großer Geschwindigkeit ins Tal. Die Bäume und das Erdreich bildeten, sich überschlagend, sich ineinander drehend, eine einzige Walze, die aus Holz, Erde und Steinen bestand und sich immer schneller zu Tal drehte. Mit jedem Meter, den sie zurücklegte, wuchs ihre Dicke an. Eine zweite Masse Schutt und Gestein wurde mit einem gewaltigen Schub in den Fluß geschleudert. In der Luft lag ein ununterbrochener Donner. Ein fauliger Gestank wurde vom Wind über den Fluß geweht.

„Achtung! Der Tanz geht los!“ schrie der Steuermann.

Die Welle erreichte das Boot, das spitze Heck durchschneidet das Wasser, und der Wellenkamm krachte auf Köpfe und Schultern der Männer herunter. Sekundenlang war Lombardi durch das schmutzige Wasser in seinen Augen geblendet. Dann hob das nachströmende Wasser das Boot hinten in die Höhe, das Holz federte die Belastung aus, und Maras tauchte mit dem Bug unter. Die Ruderer arbeiteten wie besessen, um das Kanu auf Kurs zu halten. Dann erfolgte die Gegenreaktion; das Heck wurde eingetaucht, das Wasser floß im Boot nach hinten, Maras wurde hochgehoben und fand sich plötzlich, nur an den Händen mit dem Boot verbunden, in der Luft. Er sah sechs Meter unter sich aufgewirbelte Fluten. Eine zweite, etwas kleinere Welle rollte vom Ufer auf sie zu.

„Ausschöpfen! Schnell!“

Die Ruderer bückten sich und schöpften in rasender Eile. Die ausgehöhlten harten Schalen der Palmfrüchte waren ausgezeichnete Gefäße. In breiten Strahlen flog das Wasser über Bord.

„Weiter!“ schrie der Steuermann.

Der Bug krachte herunter auf das Wasser. Ein bedrohliches Knirschen und Zittern durchlief den schlanken Bootskörper. Ein paar Verbindungen aus Lianenfasern rissen. Dann raste die zweite Welle heran und schob das Boot vor sich her. Es wurde immer schneller und ritt schließlich auf dem Wellenkamm daher auf das jenseitige Ufer zu. Die erste breite Woge hatte den Fluß über das Ufer treten lassen und so ihre Kraft eingebüßt. In den leeren Raum krachte die zweite Welle hinein.

„Nach rechts! Wir laufen auf!“ brüllte Maras gegen das Getöse an.

Zu zwei Dritteln bestand der Hügel jetzt aus weißem Gestein. Man sah die Adern und Schichtungen des gewachsenen

Felsens. Die Walze war jetzt nicht mehr rund, sondern flach, aber wesentlich dicker und stärker. Sie erreichte das Ufer und rollte langsam hinein in den Fluß.

Mit rasenden Schlägen paddelten die zwanzig Männer. Wieder fuhr das Boot eine Kurve aus, dann wurde es flussabwärts geschoben. Strömung, Schlammsschichten und die hart arbeitenden Ruderer arbeiteten zusammen und verliehen dem Kanu eine unglaubliche Geschwindigkeit.

„Seht hinter euch! Wir sind gerettet!“ rief Maras.

Das Donnern hatte aufgehört. Sämtliche Vögel waren in alle Winde verstreut. Die Walze aus Erde, Schlamm, Gestein und zertrümmerten Bäumen erreichte das Ufer und floß darüber hinweg. Wieder wurde, diesmal wesentlich langsamer, das Wasser zurückgedrängt. Der schwarze, gefleckte Brei floß langsam bis in die Mitte des Stromes und zerriss in einzelne Inseln, zwischen denen sich das Wasser Bahn brach. Der Gira-Gira staute sich auf, trat auf beiden Seiten über die Ufer und verlor vorübergehend seine Kraft.

Nach einer halben Stunde tauchten die ersten schwimmenden Schilfinseln auf, die langen Sandbänke, und die Gefahr war endgültig vorbei.

„Hört auf zu rudern. Wir sind gerettet. Laßt es treiben!“ sagte der Steuermann erschöpft und beugte sich vornüber.

Der Schamane hatte Maras gesagt, die Männer wären die besten Ruderer, die am Strom wohnten, aber sie wären heute, im Vergleich zu früheren Jahren, geradezu langsam wie die Schnecken. Die Krankheit habe sie ausgezehrt. Das, was Maras eben erlebt hatte, bewies ihm scheinbar das Gegenteil.

Trotzdem war richtig, was Solvia erzählt hatte.

Die Eingeborenen waren alle Opfer einer Mangelkrankheit. Sie hatte im wesentlichen die gleichen Gründe wie das Verkümmern der Pflanzen.

Mit ein paar Ruderschlägen trieben sie das Boot auf eine Kiesinsel, sprangen hinaus, hoben es an und drehten es um. Eine Menge Wasser floß heraus, die einundzwanzig Insassen trugen das Kanu bis in die Mitte der Insel und setzten es dort ab.

„Halten wir hier unser Nachtlager?“ fragte Maras.

„Ja. Hier sind wir sicher.“

Der Fluß wird nicht mehr stark steigen, denn das Wasser wird das flache Land überfluten.“

„Wahr gesprochen!“ erwiderte Lombardi und sicherte endlich seinen Strahler.

Zwei Beobachtungen waren für ihn in den letzten drei Tagen wichtig gewesen. Sie stellten sozusagen einen Beweis für die Richtigkeit der Überlegung Dener Ashmoles dar. Die Bäume starben langsam, ihre Wurzeln starben ab und vermoderten. Sie konnten nur noch wenig Erdreich an sich binden. Die jungen Pflanzen wurden angefressen und gingen ein. Regen wusch den Humus weg und entzog den Pflanzen weiteren Boden. Schließlich unterspülte ein letzter starker Guss einen solchen Hang, riß die Bäume um, entwurzelte sie, und der Hang begann zu rutschen. Ein Jahr später befand sich an einer Stelle, an der es einen sanften, bewaldeten Hügel gegeben hatte, nur sonnendurchglühter Fels, der weiter erodierte. Erosion solcher Art war das Ergebnis der zügellosen Vermehrung der Hoorr und anderer kleiner Tiere.

Und das flache Land wird jetzt überflutet werden, was bedeutet, daß auch dort die Bäume sterben.

Als das Feuer brannte, zog Maras die Aufnahme des betreffenden Gebietes hervor, das sie durchfahren hatten.

Er erkannte es zunächst nicht wieder, dann erst konnte er feststellen, wie sehr seit einigen Jahren die Erosion fortgeschritten war.

„Es geht tatsächlich um das Leben des Planeten!“ sagte er leise. „Dener hatte Recht!“

Sie aßen die mitgebrachten Vorräte, legten sich schlafen, und als Maras mit dem Steuermann über die Hoorr und die Krankheit sprechen wollte, stieß er auf eine Mauer.

Sie bestand aus vielen Bausteinen. Jeder war ein eigenes kleines Tabu. In kleiner Menge bedeutungslos, in der Summe selbstmörderisch.

Macht ist Besitz - Besitz wurde durch die Menge der Ducrotschuppen symbolisiert.

Es war verboten, Hoorr zu töten - ihr Fleisch war angeblich ungenießbar.

Niemand konnte die Natur der Krankheit erklären die Schamanen waren keine Mediziner, und seit Jahren hatten sie auf Fragen solche oder ähnliche Antworten gegeben.

Sie wußten es nicht besser- der Sprechende Schrein gab ihnen die Antworten.

Die einst richtige Auskunft, die ein solcher Arbeitsspeicher darstellte, war hoffnungslos veraltet und außerdem nach anderen, in diesem Fall tödlichen Maximen programmiert worden.

Deshalb mußte er weiter.

Fluchend wischte er sich mit dem Schweiß eine Handvoll Insekten von der Stirn und schlief neben dem Feuer ein.

Am nächsten Frühabend legten sie nach einer ruhigen Fahrt am Steg der Deltastadt an.

Die Stadt der Jabbarem lag auf einer riesigen Kiesinsel und bedeutete für Maras Lombardi so etwas wie ein Modell: eine Siedlung, die fast autark war. Alle ihre Bewohner arbeiteten unablässig zusammen, ihr Ziel war das Wohl der Stadt. Die Jabbarem waren etwa vierzigtausend Köpfe stark, und die

würfelförmig aneinander geschachtelten Wohnhäuser wurden von einem Leuchtturm überragt.

Er stand am Ende des Großen Kanals, einer Ebbe-Flut-Verbindung, in der die Schiffe die Stadt anliefen. Der Steuermann kannte Jabbarem und hatte eine Botschaft für Aparol, den Schamanen.

„Wanderer Maras - wir haben das Ziel lebend erreicht!“ meinte der Steuermann, ein vorsichtiges Lächeln um den Mund.

„Und niemand ist dankbarer als ich!“ erwiderte Lombardi. Das Kanu zerteilte die ruhige Wasserfläche des Stromes und näherte sich der Siedlung von der Flusseite. Von einigen Hausdächern winkten die Menschen; Maras winkte zurück. Er suchte mit den Augen das Monument von Dherra.

Im schwindenden Licht des Tages sah sich Maras um und verglich seine Eindrücke mit der unbestechlichen Aussage der Weltraumfotos. Er erschrak zutiefst. Er ahnte immer deutlicher, daß die letzten Stunden des Planeten schon eingeläutet worden waren. Sicher dauerte es noch Jahrhunderte, bis die letzten Spuren menschlichen Lebens ausgerottet waren, aber das Sterben hatte schon begonnen. Die leicht ermüdenden Fischer und ihre rachitischen Kinder waren nur eines von vielen Zeichen gewesen, der Erdrutsch ein anderes. Auch hier, wo sich eigentlich grüne Wälder bis zum Horizont ausbreiten sollten, begann auf breiter Front die Versteppung. Früher, noch vor drei Jahren oder etwas mehr, barst der Schilfgürtel von tierischem Leben. Jetzt lag über allem eine beängstigende Ruhe. Der auffrischende Wind wehte eine Wolke heran, die nach Hitze, Feuchtigkeit und modernem Holz roch - die Zeichen der Papyrusherstellung.

„Kennst du das Monument Dherras?“ rief Maras leise dem Steuermann zu.

Sie näherten sich in einem weiten Kreis einem der zahllosen kleinen Häfen, die praktisch Gemeinschaftsanlagen mehrerer Familien waren. Boote waren an den Stegen festgemacht; man sah einen alten Küstensegler mit der charakteristischen schrägen Rah. „Ja, es liegt dort vorn, neben dem Hafen!“ gab der Steuermann zurück.

Sie alle waren müde und schlaff, aber nicht erschöpft. Bisher waren die Ruderer von der ungeheuren Schlammasse, die sich den Gira-Gira hinunterwälzte, noch nicht überholt worden. Jetzt näherte sich Maras seinem vorläufig nächsten Ziel - von hier aus würde der weitere Weg schwierig werden. Hinter den kleinen Fenstern sahen sie die ersten Lichter, und Rauchfäden aus Essen und Kaminen stiegen in die Höhe. Die Stadt roch sehr intensiv.

„Wir werden einen Tag Gäste von Ainsí Abreu sein, dann rudern wir langsam wieder zurück!“ sagte einer der Männer. Sie freuten sich alle auf die Ruhe, das gute Essen und den Schlaf.

Sie waren glücklich, dachte Lombardi verzweifelt, denn sie hielten sich an hundert Tabus und erkannten die Gründe nicht, deretwegen sie aussterben würden.

„Und ich muß versuchen, so schnell wie möglich zur Stadt der Schamanen zu kommen!“ antwortete Maras nachdenklich.

„Ein weiter Weg.“

„Und viele Gefahren, Wanderer!“ schloß der Steuermann.

Kranke und Geistesgestörte hatten bei den Eingeborenen die höchste Verehrung, sagte Dener. In seinem Fall stimmte es. Er war sichtbar krank; noch immer leuchtete seine Haut fahlsilbern. Aber er verfolgte seinen Weg, und das wurde von den einfachen Menschen bewundert. Einen Augenblick lang dachte Maras daran, daß er mit seiner Krankheit andere Menschen angesteckt haben konnte, aber er verdrängte den

Gedanken sehr schnell. Entweder starb er, dann ging auch das Sterben auf Capucinu weiter, und ob ein paar Menschen an Lepra stellaris starben und nicht an Mangelkrankungen, war nebensächlich. Kam er durch, konnte die Explorerflotte mit „seinem“ Serum auch mögliche andere Kranke heilen. Die Häuser am Ufer wichen zurück, bildeten einen Dreiviertelkreis, duckten sich hinter Wellenbrecher aus Faschinen und Steinen. Der Hafen am Anfang des Großen Kanals nahm sie auf.

Über ihnen funkelten die Blitze des Leuchtturms.

Vier Sklaven, hatte man ihm erzählt, wechselten sich jede Nacht ab. Sie unterhielten ein Feuer aus Kernöl, in das sie in Abständen - ein Pendel an langer Schnur gab ihnen das Zeitmaß - eine Handvoll seltene Erde warfen.

„Dort ist Dherra!“ sagte der Steuermann in ehrfürchtigem Ton.

Sie hatten eine Steinsäule herangeschafft, sie in den Boden der breiten Uferstraße gerammt und an die Spitze, in vier Metern Höhe, die dreifarbige Kugel gesetzt, auch sie aus verschiedenfarbigem Stein mit polierter Oberfläche. Die Leuchtturmblitze funkelten auf Dherra. In dem Obelisk waren die verehrungswürdigen Formeln eingraviert.

„Und der Mann davor? Ist es der Schamane Aparol?“

„Ich glaube, er ist es, Wanderer!“

Zwischen Fischern, einigen Lastkähnen, einer kleinen Personenfähre, einem Küstensegler und einer Reihe Einbäume zog das schnittige Kanu durch das stinkende Hafenwasser. Es richtete den scharfen Bug auf das Monument. Langsam erhob sich Maras und sah dem wartenden Mann ins Gesicht. Einige Männer kamen und brachten brennende Fackeln. Kinder scharten sich um die Stelle, an der die Fremden anlegen würden. Im Heck des Bootes richtete der Steuermann das Stammeszeichen der Araci auf, einen Rohrschild an einem

Ruder, auf dessen Außenseite ein gespeerter Fisch schwarz glänzte.

Ehe das Kanu anstieß, sprang Maras mit einem gewaltigen Satz an Land, fing den Bug ab und belegte das Tau aus Pflanzenfasern. Er wartete, bis die Ruderer nacheinander an Land gegangen waren und wandte sich an den Schamanen.

„Ich bin Maras, der Wanderer!“ sagte er. „Stehe ich vor Aparol, dem Schamanen der Jabbarem?“

„Du hast wahr gesprochen, Fremder“, erwiderte Aparol ernst. „V ist Pi mal...“

Maras senkte den Kopf, um nicht lächeln zu müssen, und beendete den rituellen Gruß:

„... mal d hoch drei geteilt durch sechs. Ich komme mit diesen braven Männern von deinem Bruder Solvia, vom Stamm der Araci.“

„Ich sehe es am Zeichen des Bootes. Wünscht ihr Gastrecht?“

Wieder nickte Maras. Mit fester Stimme fuhr er fort:

„Und darüber hinaus muß ich dich bitten, mir zu helfen. Ich habe eine dringende Botschaft an deinen Prior, Schamane. Ich muß zur Stadt in der Wüste.“

Der Schamane breitete die Arme aus und sagte:

„Willkommen in Jabbarem, Männer!“

Er ging voran, und langsam folgten sie ihm, Speere, Ruder und Schilde geschultert.

6.

Draußen vor dem Hafen zündeten die Fischer ihre Lampen an. Ein schwacher Wind regte sich und wehte den Geruch der Papyrusblätter durch die Räume zwischen den Häusern. Ein kleiner Schwärm Wasservögel flog zwischen dem Schilfgürtel und dem unteren Rand des riesigen Mondes vorbei und verschwand nordwärts in der Nacht. Der Wanderer hob seinen Becher. Im Mondlicht und im Minimum von Omikron Arzachena leuchtete seine Haut.

„Ich bin ein Aussätziger, ein Ausgestoßener, Schamane Aparol! Ich habe sechs Jahre allein am Strand des Meeres gelebt, von meiner Krankheit gefoltert und von der Einsamkeit. Dann erreichte mich die Botschaft.“

„Ich verstehe dich“, sagte Aparol. In seiner Stimme war kein Mitleid, aber tiefes Verständnis.

„Und ich begann zu wandern“, fuhr Maras fort. „Fast überall entlang meines Weges sah ich, wie die Palmenschösslinge abgefressen wurden, kaum daß sie ihre ersten Blätter ausgebreitet haben. Die Wurzeln wurden von den jungen Hoorr angenagt, die Stämme von den älteren. Und selbst die jungen Palmbäume - und viele andere Gewächse ebenfalls! - haben keine Rinde mehr, keine Schuppen. Sie werden niemals Früchte hervorbringen, nur ein paar armselige Blüten.“

Der Schamane starrte trüb in die Flamme, die in einer Ölschale schwamm. Der Docht rußte etwas. In der typischen Bewegung eines ratlosen Ratgebers hob er einen Arm und sagte:

„Und doch sprach der Schrein zu uns. Wir sollten das Leben schonen und nur das aus der Natur nehmen, was wir wirklich zum Weiterleben brauchen. Aber was sollen wir tun, wenn wir weder die Hoorr töten sollen noch etwas gegen die welkenden Wälder unternehmen können?“

Maras sagte etwas schärfer:

„Ihr stellt die falschen Fragen, und darauf gibt der Schrein eine falsche Antwort. Was soll ich sagen, wenn ich trotz meines Makels meinen Auftrag erledige... oder es wenigstens versuche.“

Der Schamane griff nach seinem Unterarm und zog ihn in den Bereich des Lichtes. Lange starrte er die Haut an, kniff sie leicht, untersuchte eine Schuppe, die sich fast gelöst hatte, und schnallte dann das schwere Lederband auf und betastete die weiche verschwitzte Haut darunter.

„Du weißt“, sagte er vorsichtig, „daß jeder noch so winzige Bestandteil der Palmen zum Leben gebraucht werden kann? Von der Blüte über die Blattspitzen bis hinter zur feinsten Wurzel mit ihren Härchen?“

„Ich weiß es“, entgegnete Maras mißtrauisch, „aber ich kenne nicht alles.“

Der Ausdruck „Schamane“ war in jedem Fall falsch. Aber er hatte sich eingebürgert seit jenem fernen Jahr, als Terraner, oder wer es auch sonst gewesen sein mochte, hier gelandet und mit ihrem segensreichen und ausgesprochen selbstlosen Wirken begonnen hatten. Die Tätigkeit der Bruderschaft ließ sich eher mit der von Mönchen vergleichen, die mit stumpfer Axt heilige Eichen gefällt und dann die Barbaren Lesen und

Schreiben, Viehzucht, Schädlingsbekämpfung und Ackerbau gelehrt hatten. Ein Schamane, das war der Zauberpriester prähistorischer Stämme, aber derjenige, der die Bruderschaft des Sprechenden Schreins gegründet hatte, wollte wohl, klug und unambitioniert, jede Ähnlichkeit mit der Ausbreitung einer Religionsgemeinschaft vermeiden. Trotzdem hatte sich im Laufe der Jahre und Jahrhunderte eine Menge mythologischer Ballast um dieses Zeichen der Vollkommenheit angehäuft. Jedenfalls trugen die Schamanen außer ihrem Zeichen keinerlei Verkleidung oder rituelle Gewänder. Maras hatte inzwischen erfahren, daß sie nur in ihrer Stadt, während der jährlichen Fragestunde, lange, gelbe Gewänder trugen, und das auch nur, weil ihre andere Kleidung ausgebessert und ersetzt wurde. Es waren durchwegs anspruchslose Menschen, denen ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch, Essen und Trinken völlig genügten.

Der Schamane lächelte zögernd und sagte: „Wir geben niemandem einen Rat, erfüllen keine Bitte, wenn man uns nicht vorher darum ersucht.“

Langsam begann Maras den Sinn dieses Satzes zu studieren. Er begriff. Er stand auf und fragte:

„Ich frage dich, Aparol, ob du mein Leiden heilen kannst?“

Aparol lachte erleichtert auf und lehnte sich zurück. Er hob den Weinbecher und sagte:

„Ich kann es versuchen. Aber ich sage es dir schon jetzt: Wenn es wirken sollte, dann wird die Wirkung furchtbar sein. Du wirst zweimal zusammenbrechen und unsagbare Schmerzen leiden, einen halben Tag lang, und dann bist du für immer geheilt. Willigst du ein?“

Er starrte Maras Lombardi an.

Das Licht der Öllampe strahlte das Gesicht aus einem spitzen Winkel an und schuf unbarmherzige Schatten. Maras' Schädel schien eine Maske zu sein, durchbrochen von den strahlenden

blauen Augen und gekrönt von dem wirren schwarzen Haarbüschel.

„Was könnte schlimmer sein, Bruder, als eine solche Haut zu haben und die Menschen anzustecken? Ich werde den Versuch wagen.“

„Schlimmer ist, daß unsere Brüder hier zuerst kränkeln und schwach werden. Die Frauen leiden unter den Schwangerschaften und bringen missgestaltete Kinder zur Welt. Die Kinder sterben oder verkümmern ... wie die Pflanzen und die Palmen. Und wenn es so weitergeht, dann werden die Menschen kurz vor ihrem Ende wahnsinnig und töten alles, was sich ihnen in den Weg stellt.“

Der Schrecken durchzuckte Maras. Er sah die grauenhafte Vision eines Planeten, auf dem jeder Sterbende begann, Amok zu laufen. Ein Inferno würde sich ausbreiten, von dem ein Dante nicht einmal zu träumen gewagt hatte. Er biß die Zähne aufeinander und murmelte:

„Diese Neuigkeit wird mich nicht ruhen lassen. Ich muß noch schneller und mit noch größerer Sicherheit zu deinem Prior, Bruder.“

Der Schamane versprach nachdrücklich:

„Nachdem Khodaina dich gesehen hat, nachdem wir mit ihr gesprochen haben, werde ich mich in den Hafenschenken umsehen. Ich glaube, ein Küstensegler legt morgen ab. Er soll Papier zur Stadt bringen.“

Die Männer schwiegen eine kleine Weile und sahen auf den Teil der Stadt hinunter, den sie überblicken konnten. Es war der Dreiviertelkreis des großen Hafens. Langsam verkroch sich auch dort alles Leben in die Häuser.

Als sich die Menschen über Capucinu ausbreiteten, waren die Palmen, die Daktiliferen, die absolut vorherrschenden Pflanzen. Schnell erkannte man, daß man aus Blütenblättern

Tee kochen konnte, daß sich die Staubgefäße als Leckerei essen ließen, daß es kaum etwas Feineres gab als viele Salate und Speisen, die zarte Triebe und Schösslinge der Palmblätter als Grundlage hatten. Die Nüsse, ihre Milch, die Kerne und das Öl daraus - alles wurde verbraucht und genossen. Und der Organismus der Menschen wurde von den Daktiliferen abhängig.

Maras dachte scharf und von dumpfem Zorn erfüllt: „Der ganze Planet wird am Mangel von Vitaminen und Spurenelementen zugrunde gehen. Nur die Hoorr nicht.“

Und da lauerte noch im Hintergrund das zweite Problem: die Fremden mit dem Bordgeschütz und dem Funkgerät.

„Ja“, sagte er leise. „Mach schnell, Bruder. Ich muß weiter. Es geht um mehr.“ Der Schamane goss abermals den Becher mit kaltem Palmwein voll. Er schmeckte besser als die würzlose Brühe, die Maras flussaufwärts genossen hatte, aber ihm fehlten entscheidende Ingredienzien.

„Warte hier!“ ordnete er an und berührte leicht die Schulter des Wanderers.

Lombardi streckte die Beine aus, schlug Ashmoles Stiefel übereinander, sah in den großen Mond und in das beginnende Maximum von Arzachena hinein und schlief, als Khodaina die kleine Terrasse betrat.

Maras schreckte hoch, als eine weiche, dunkle Stimme neben ihm sagte:

„Der silberne Mann!“

Lombardi riß sich den Schlaf aus den Augen und setzte sich auf. Neben dem Tisch, der aus einer polierten Steinplatte auf einem Zylinder aus Rohr bestand, lehnte eine Frau von etwa siebenundzwanzig Jahren. Sie sah jung und verführerisch aus, aber etwas in ihrem Verhalten war Achtung gebietend.

Lombardi stand auf und sagte unsicher:

„Du mußt Khodaina sein, ja?“

Sie nickte.

„Ich bin die Frau“, sagte sie mit ihrer angenehmen Stimme, die jetzt klang, als summe sie ein Schlaflied, „die sich um die Kranken dieser Stadt kümmert. Wir alle sind leidend, aber viele leiden noch viel mehr. Ich sehe, woran du leidest- es ist tsuga.“

„Das wird es wohl sein!“ meinte Maras ironisch.

Sie sah nach den Sternen und hob den Arm. An ihrem Handgelenk klapperten viele dicke Holzreifen. Es klang wie das Rasseln einer wütenden Eidechse.

„Wir brauchen die ganze Nacht“, sagte sie geschäftig. „Komm mit mir!“

Maras warf einen Blick auf die Ausrüstung, die zu großen Teilen auf dem Deckel einer geschnitzten und geflochtenen Truhe lag.

„Du wurdest nackt geboren, und du brauchst keine Waffen, wenn ich dich zu heilen versuche. Komm!“ sagte Khodaina und fasste nach seinem Handgelenk. Als Zeichen seines Gehorsams und des guten Willens schnallte er beide Lederarmbänder ab und legte sie auf die Truhe.

Khodaina führte ihn an der Hand, eine steile Treppe hinunter und aus dem Haus. Sie betraten eine schmale Gasse, in der sich Geruch und Geräusche verdichteten. Kies und Sand knirschten unter den Sohlen.

„Wohin gehen wir?“ fragte er leise.

Die Stadt war wie ausgestorben. Aus einem offenen Fenster, vor dem ein dünner Vorhang wehte, drang ein unterdrücktes Stöhnen. Eine dunkle Stimme sprach beruhigende Worte. Ein Hund stob jaulend davon, den Schwanz zwischen den Beinen. Es ging die Gasse entlang, hinaus auf den mit Bruchstein gepflasterten Streifen entlang des Hafens, an einigen Schenken

vorbei, aus denen grölendes Gebrüll und Gelächter zu hören waren, in ein stilleres Viertel.

„Zu mir. Ich wohne bei den Kranken!“ sagte Khodaina.

Schließlich kamen sie an ein Gebäude, das aus vielen ineinander verschachtelten und aufeinander geklebten weißen Würfeln bestand. Winzige Fenster, geschwungene Eingänge und ein unverkennbarer Geruch nach Armut, nach Krankheit und Tod. Es war nicht direkt ein Geruch, der identifizierbar war, sondern mehr eine Ahnung, ein Gemisch aus optischen, akustischen und taktilen Wahrnehmungen und der entsprechenden Verstandesreaktion.

„Ich wohne hier!“ sagte Khodaina. „Komm! Hier die Treppe.“

Sie kamen in einen großen Raum, der aus vielen kleinen Wänden und Trennwänden gebildet wurde. Geruch nach Sterben und nach heißem Öl schlug ihnen entgegen.

„Sieh dich um!“ Die Stimme der jungen Frau war hart und kalt. Als sie weitersprach, glaubte Maras, verwirrt und unsicher wie er war, die typische Schwingung der Barmherzigkeit herauszuhören, wenn es dies in Wirklichkeit gab. „Sie alle werden sterben. Und bevor sie sterben, muß ich sie an die Betten fesseln und an die Ringe in den Wänden. Sonst bringen sie andere und sich selbst um. Niemand kann sie heilen. Sie kommen hierher, um zu sterben.“

Sie wechselten über ein schmales Bett hinweg einen intensiven Blick. Zum erstenmal sah Lombardi, daß auch diese Frau unheilbar krank war. Dies aber war keine Krankheit des Körpers, sondern eine der Seele, eine tiefe Krisis des Verstandes. Khodaina hatte zu viele Menschen leiden und sterben sehen, und sie schien an ihrer Andersartigkeit zu leiden. Dadurch, daß sie nicht krank war und sich als Helferin außerhalb der Welt dieser Dahindämmernden bewegte, litt sie.

Die Frau und er selbst waren in gewisser Hinsicht Geschwister. Maras lächelte scheu und legte seine Hand auf die trockene, heiße Stirn des kleinen Mädchens, das aufwachte und ihn aus riesigen Augen anblickte, die aus einem abgezehrten Gesicht leuchteten.

„Verflucht sei alles!“ flüsterte Maras und drehte sich um. In seinem Gesicht begann ein Nerv zu zucken.

Er beherrschte sich und lehnte sich an die Mauer. Während er sich bewegte, stahl sich die Hand des kleinen Mädchens in seine silbernen Finger. Da lagen sie - alle.

Sie waren erkrankt, weil ihren Körpern die notwendigen Spurenelemente nicht zugeführt wurden. Eine Art Beriberi-Krankheit, nur viel weniger einfach zu lösen, zu heilen. Mit Vitaminspritzen und starken Stößen der notwendigen Erden, Aschen und Salze hätte man zwei Drittel dieser Sterbenden retten können.

Aber niemand verstand, warum sie krank geworden waren. Ihr Leben endete wie die Flamme einer herunterbrennenden Kerze. Aber anstatt auszulöschen, explodierten sie und starben ... oder starben explodierend. Von den fünfzig Tagen waren zwölf vergangen. In kurzer Zeit sammelten sich die Schamanen und stellten ihre Fragen. An die Antworten glaubten sie wie an die göttliche Erleuchtung - dieses Band mußte in den Computer eingelegt werden! Leise und behutsam murmelte Maras Lombardi: „Ich verstehe dich, Schwester. Du wirst es erleben das alles hört auf. Es wird sich alles ändern. Und wenn ich es mit meinem Leben bezahle und mit dem vieler anderer: Ich ändere es.“

Sie schüttelte voll Traurigkeit den Kopf und erwiderte:

„Dann müsstest du vollkommener sein als Dherra, und dies ist die Vollkommenheit.“

In dieser Sekunde, mitten in dem Saal voller Stöhnender und Sterbender, begriff Maras endlich, warum Dener Ashmole schon zu seinen Lebzeiten eine Legende war. Vermutlich hatte er, was immer er unternahm, stets unter einem innerlichen Druck derjenigen Art gehandelt, die jetzt Maras erfüllte. Er war wie ein Turmspringer, der die Sicherheit des federnden Brettes verlassen hatte und seine Saltos schlug.

Er konnte nur noch vorwärts, nicht mehr zurück.

Bisher war er gegangen ... jetzt würde er rennen und hasten müssen. Er schwor es sich. Vorsichtig, als halte er einen winzigen Vogel in den Fingern, nahm er die Hand des Mädchens und legte sie zurück.

„Ich komme wieder, Kleine“, sagte er leise, um die anderen nicht zu wecken. „Bald komme ich wieder. Dann wirst du wieder schwimmen und herumlaufen können wie die anderen.“

Das Mädchen nickte schwach, aber die großen Augen verfolgten ihn, als er die nächste Treppe nach oben stieg. Kurz darauf befand er sich in einem kleinen, einfachen Raum neben dem Dach. Khodaina zündete ein paar Öllampen an und musterte Maras mit einem Blick voll Intensität.

„Du wirst dein Versprechen kaum halten können!“ sagte sie leise. „Zieh dich aus!“

Er runzelte fragend die Brauen und erwiderte:

„Ich werde alles tun, um es zu halten. Ausziehen?“

Sie lächelte zum erstenmal, seit er sie kennengelernt hatte.

„Ja“, sagte sie. „Ausziehen. Zuerst mußt du in einem Absud halb gekocht werden, dann muß ich jede Stelle deiner silbernen Haut dick mit einer Salbe einschmieren, die wir aus den Staubgefäßen der Palmblüten gewinnen. Für die Menge, mit der ich dich zu heilen versuche, mußten hundert Menschen jeweils drei Tage lang ernten.“

Es war absolut unglaublich und sinnlos...

Ein Team von ausgesuchten Fachleuten versuchte jahrelang, ausgehend von den Mitteln, die es gegen die gewöhnliche Lepra bereits seit langem gab, ein Mittel gegen die exotische Lepra stellaris zu finden, und es war ihnen, so schien es, erst jetzt gelungen. Nach jahrelangen intensiven Versuchen. Und diese Frau hier kam mit einer Salbe aus Palmblüten und versprach die Heilung. Aber Maras Lombardi wehrte sich nicht. Er wollte sich auch nicht wehren, denn noch immer stand er unter dem unheilvollen Zwang der Unselbständigkeit. Wenn jemand kam und ihm mit dem gehörigen Nachdruck etwas befahl, führte er es auch aus.

„Ich bin verwirrt und müde“, sagte er leise und bückte sich, um die Säume der Stiefel auf zuziehen.

„Das sind die besten Voraussetzungen für eine Heilung!“ sagte sie. „Ich habe dich beobachtet, als du mit dem Mädchen gesprochen hast. Dafür werde ich dich lieben.“

Langsam richtete er sich auf und blinzelte ungläubig.

„Später!“ sagte sie, lächelte und deutete auf das schmale, harte Lager. Er gehorchte unsicher, während sie ein weißes Laken über die Matten breitete und in einem der Nebenräume verschwand.

Eine Viertelstunde später kam sie wieder heraus, nur in einen weißen Kittel gekleidet. Sie nahm ihn wieder an der Hand und führte ihn durch eine knarrende Tür in eine Art Badezimmer.

Dampfwolken breiteten sich von einem niedrigen, hochgemauerten Becken aus. Die Frau bedeutete Maras, hineinzusteigen. Er gehorchte wortlos und verbrannte sich beinahe die Haut. Das Wasser war zu heiß, es roch intensiv nach einer rätselhaften Mischung von Kräutern und Essenzen, und der Dampf raubte ihm den Atem.

„In Wirklichkeit willst du meine Haut nur abziehen!“ sagte er mit einem schwachen Versuch zu scherzen.

„So ähnlich ist es. Ich muß die Haut aufnahmefähig machen!“ sagte sie und griff nach einer Bürste. Khodaina war nicht nur begehrenswert, sondern auch noch ziemlich stark. Sie unterzog Maras Lombardi einer schonungslosen Prozedur. Mit der harten Bürste massierte und scheuerte sie seine Haut bis hinauf in die Haarwurzeln. Nur langsam gewöhnte er sich an die Hitze des Wassers, an die Marter der Bürste konnte er sich nicht gewöhnen. Stöhnend und ächzend lag er im Wasser. Endlich, nach einer qualvollen Ewigkeit, sagte die junge Frau: „Wir sind fertig. Geh hinüber und leg dich hin. Versuche, dich zu entspannen. Es ist wichtig.“

„Nichts ist leichter als das!“ erwiderte er und wimmerte, als seine geschundene Haut den Rand des Bassins berührte. Khodaina half ihm heraus.

„Vielleicht kann ich dir helfen!“ murmelte sie.

Er streckte sich aus und entspannte sich. Die tobenden Schmerzen ließen nach. Kurze Zeit darauf kam die junge Frau wieder und trug eine Salbe auf, die aus schierem Eis zu bestehen schien. Maras fuhr auf und streckte sich dann wohlig aus, als der Kälteschock nachließ und sich eine beruhigende Kühle ausbreitete. Langsam und methodisch massierte Khodaina die schwarze Salbe in seine Haut ein, dann schlang sie das Laken um ihn und sagte eindringlich:

„Du wirst jetzt müde werden und schlafen. Wenn alles gut geht, sind in ein paar Stunden die Schuppen weggeblättert, und die nachwachsende Haut wird nicht mehr silbern. Ich bringe dir noch einen Schlaftrunk!“

Er murmelte, schon halb im Schlaf:

„Ich werde ihn nicht mehr brauchen.“

Er streckte die Hand aus, um Khodainas Arm zu fassen und sie zu sich zu ziehen, aber sie schüttelte den Kopf und zwang seinen Arm wieder unter das Laken. Nachdem er einen Becher

leer getrunken hatte, der ein unbekanntes Gebräu enthielt, versank er augenblicklich in einen Schlaf, der der Totenstarre glich.

Träumte er? Oder war es in Wirklichkeit schon früh? Der wilde Glanz des Veränderlichen Sterns war vergangen, der Mond war längst unter den Horizont gesunken. Über dem Schilf des Deltas färbte sich der Himmel grau. Ein schmaler Streifen Gold erschien an der Grenze zwischen Wasser und Himmel. Lombardi drehte den Kopf - und sah direkt in Khodainas Augen.

Sie kauerte neben dem Lager. Maras blinzelte unsicher und bemerkte, daß seine Haut völlig sauber war. Nur hier und da sah er noch silberne Spuren; an den Knien, an den Zehen und an den Fingerknöcheln. Er lag auf einer gemusterten Decke, deren Haar wunderbar kühl war. Er fühlte sich ausgeschlafen, gesund und kräftig wie ein Koumura Roba.

„Deine Haut ist fast ganz sauber!“ sagte Khodaina. Sie schien gelöst zu sein, ruhig und nicht mehr zweifelnd.

„Ja“, würgte Maras hervor. „Das ist ein Wunder. Wie kann ich dir danken, Khodaina?“

Sie stand mit einer verführerischen Bewegung auf, setzte sich neben seine Hüften und legte den Kopf auf seine Brust.

„Du brauchst nicht zu danken“, sagte sie. „Ich kenne die bösen Nebel um deine Seele. Jetzt werden sie immer dünner und weniger werden, Maras.“

Mit einer scheuen Bewegung streichelte er ihr Haar. Sie stieß kleine Laute des Wohlbehagens aus und schmiegte sich stärker an ihn. Schließlich küßte er sie. Khodaina erwiderte den Kuss mit einer Heftigkeit, die ihn überraschte. Offensichtlich, dachte er in den wenigen Sekunden, in denen er seine Ungeschicklichkeit verfluchte und gleichzeitig von einer Welle der Zärtlichkeit überschwemmt wurde, wollte das Mädchen

vergessen, was sie die Monate und Jahre hindurch täglich niederdrückte.

Als sie erschöpft und glücklich nebeneinander lagen, flüsterte Khodaina eindringlich: „Vergiß nicht: Zweimal wirst du dich sehr elend fühlen. Das ist die Reaktion des Körpers, der das Gift auffressen muß. Aber ich glaube, daß deine Haut nie wieder häßlich sein wird.“

Maras küßte sie auf die Augen und zog sie an sich.

„Ich werde es nicht vergessen“, versprach er wahrheitsgetreu. „Und viele andere Dinge noch dazu.“

Sie stützte ihre Unterarme auf seine Schultern und sah ihm ins Gesicht.

„Der Schamane wird einen Platz auf einem Küstensegler für dich finden und dir jemanden nennen, der dir weiterhilft. Und wenn du nach Norden gehst, in die große Hitze, dann achte auf die Reiter des Schreckens.“

Er streichelte ihren Rücken.

„Auf wen?“ fragte er ohne sonderlich große Wachsamkeit. Jetzt hätte er es mit einem bewaffneten Raumlandekorps aufgenommen.

„An die Reiter. Es gibt Fremde dort, keine Freunde der Schamanen. Ihr Oberhaupt wurde von den Schamanen vertrieben. Sie fangen Menschen und versklaven sie!“

Maras küßte sie und sagte leise: „Ich werde jedes deiner Worte wie einen Edelstein hüten.“

Irgendwann erfuhren sie, daß der Küstensegler gegen Mittag mit einer großen, wertvollen Ladung von Papier aus dem Mark der Papyrusstauden ablegen würde. Sie bemühten sich, jede der verbleibenden Sekunden auszunutzen.

Die Ruderer, der Schamane und Khodaina standen neben der Planke, als Maras Lombardi an Bord des baufälligen Fahrzeugs ging. Der Kapitän schrie eine Reihe lauter und völlig

unverständlicher Kommandos, die Planke flog an Land, und knallend schlug der Wind in das dreieckige Segel.

Maras winkte nicht; er stand, allein und mit seiner Ausrüstung am Körper, gegen die morschen Taue über dem primitiven Heckkastell gelehnt. Er blickte in Khodainas Augen, bis er merkte, daß die Umrisse verschwammen.

Die Hand, mit der er jetzt winkte, war nur noch an den Fingerknöcheln und der Umgebung der Nagelbetten silbern.

Der Leuchtturm wurde kleiner...

Als Maras sich umdrehte und die Matrosen sah, die wie verängstigte Tiere über Deck rasten und an Tauen zogen, andere in Schlingen legten, den Anker säuberten und unter Deck verschwanden, kamen seine Gedanken mit verstärkter Intensität zurück.

Würde dieses Fahrzeug überhaupt die nächste Hafenstadt erreichen?

7.

Die Fahrt würde zunächst in einem weiten Bogen nach Norden, dann nach Westen und wieder zurück nach Südwesten führen. Der Küstensegler verließ niemals eine Linie, die gerade noch im Sichtbereich des Landes verlief.

„Wanderer Maras“, sagte der Kapitän am dritten Tag, „ich sehe, daß du dich um mein Schiff sorgst!“

Ein kleiner, drahtiger Mann mit einem mächtigen Schnurrbart, der scheinbar kein Auge zutut. Er erschien zu allen möglichen Zeiten an Deck, schrie mit seinen Matrosen und ernährte sich im übrigen von gesalzenem Fisch und Rotwein, der rostig wie ein Nagel schmeckte.

„Du sprichst wahr!“ entgegnete Maras. Er saß im Bug und beobachtete die Küste und die Klippen, die vorbeizogen. „Ich merke, daß Wasser durch die Planken sickert. Ich sehe, wie manche Taue gerissen sind, ich sehe auch das geflickte Segel. Nur ein einziger Sturm, und dein Schiff sinkt mit dir, den Männern und dem Papier.“

Der Kapitän lachte dröhnend und warf mit einem halben Fisch nach einem Matrosen, der im Schatten des Segels gerade einzuschlafen drohte. Der Rand des Segels knatterte heftig.

„He, auf die Beine, Faulpelz! Das Segel - siehst du nicht?“
Und zu Maras gewandt sagte er:

„Das Schiff ist aus trockenem Holz. Feuchtes Holz schwimmt nicht, das ist bewiesen. Aber trockenes Holz schwimmt. Und wenn ein Sturm kommt... siehst du die nahe Küste?“

Maras nickte und bewunderte die Buchten und die ausgenagten Felsen, die sich wie Brücken über der Brandung spannten. „Dann sind wir, husch, an Land und warten. Wir sind Küstensegler, keine Schiffer, die das weite Meer lieben. Wir sind vorsichtig, und weil wir vorsichtig sind, leben wir noch. Das ist das Geheimnis!“

Er schlug Maras auf die Schulter und rannte nach achtern, wo er den Steuermann, einen hünenhaften Mann mit breiten Metallreifen an den nackten Oberarmen, mit einem Schwall von Flüchen eindeckte. Maras hatte den Kapitän genau beobachtet; er war geradezu verblüffend eifrig bemüht, die Ideallinie zu segeln. Sie hatten guten halb-achterlichen Wind und kamen schnell vom Fleck. Der alte Kasten mochte in der Stunde seine fünfzehn bis achtzehn Kilometer fahren.

„Das ist das Geheimnis!“ murmelte Maras und schloß, nachdem er einen langen Blick auf seine Finger geworfen hatte, die Augen.

Er ließ seine Gedanken treiben.

Was Khodaina vorhergesagt hatte, war eingetroffen.

Nach und nach hatten sich die letzten hartnäckigen Schuppen der Silberhaut gelöst. Unter ihr war eine leicht gebräunte Hautschicht zum Vorschein gekommen, die keinerlei Härchen erkennen ließ, abgesehen von den Brauen, dem wuchernden Bart und dem Haupthaar. Nichts mehr deutete darauf hin, daß Maras Lombardi noch vor Tagen „der silberne Mann“ geheißen

hatte. Seit drei Tagen ging die Fahrt mit diesem Schiff entlang der Küste.

Tagsüber hatte sich Maras in der Sonne treiben lassen und war trotz der Warnung des Kapitäns, sich ins Wasser zu wagen wegen der Raubfische, an einem Seil angebunden einige Minuten hinter dem Schiff hergeschwommen oder besser gezogen worden.

In den Nächten lag er an Deck, wo es am wenigsten stank. Er versuchte, die Sterne zu erkennen und ihre Namen festzustellen, sah den Mond wandern und das helle Glühen des Veränderlichen Sterns, auf- und abschwellend, ein kosmischer Leuchtturm, ein Hafenfeuer des Weltraums.

Und jetzt betrachtete er die Küstenlinie, die sich ständig änderte.

Der Kapitän kam wieder an Lombardis Platz, nachdem einige Stunden vergangen waren. Aus dem Unterschiff dröhnten schwere Hammerschläge herauf. Vielleicht versuchten die Matrosen, einen Spalt zwischen den Planken abzudichten, indem sie Holzkeile hineintrieben.

„Hier, etwas Essen!“ sagte Rackhel. „Fisch, natürlich, und Brot aus dem letzten Vorrat. Wir legen morgen vor dem Mittag an. Aber ...“

Die Enden des Schnurrbartes wurden energisch gedreht und nach oben gebogen.

„Dein Mut scheint morsch zu sein wie der Kiel deines Schiffes“, antwortete Maras lachend.

„Der Kiel des Schiffes ist hart wie Eisen!“ wich der Kapitän aus. „Du hast viel erlebt, Wanderer. In der Tat gibt es hier nur eine Gefahr, größer als Sturm und Flut.“

Maras aß langsam, während sich der Kapitän neben ihn setzte und bekümmert zum Ufer hinblickte.

„Welche Gefahr?“

„Die Räuber, die Zoll fordern!“ sagte der Kapitän und machte ein bekümmertes Gesicht. „Wir Küstensegler fürchten sie alle, denn sie haben schon viele Schiffe in den Grund gebohrt.“

„Das wird ja eine heitere Meerfahrt!“ knurrte Lombardi. „Sie kommen aus einem Versteck in der Küste, drohen euch und fordern Geld?“

„So ist es immer, Wanderer!“ meinte bekümmert der Kapitän.

Maras warf eine Gräte über Bord und wischte sich die Lippen.

„Nicht dieses Mal, Rackhel! Ich bin gewohnt, für Gefälligkeiten zu zahlen“, er hielt inne und dachte mit leisem Schmerz an Khodaina, „nein, nicht immer- aber in diesem Fall werde ich zahlen.“

Die Bartspitzen senkten sich wieder.

„Du wirst uns helfen? Aber ein Mann mehr oder weniger? Darauf kommt es nicht an, Maras!“

Maras sagte entschlossen:

„Diesmal wird nicht der Mann, sondern seine Waffe entscheiden.“

Er erfuhr, daß trotz der Verbote der Schamanen Dherras Raub in diesem Teil der Küstengewässer häufig vorkam. Es gab da einen schwarzen Schnellsegler, der mit einer starken Mannschaft Ruderer ausgerüstet war. Ausnahmslos galten die Männer als hervorragende Bogenschützen. Sie pirschten sich meist nachts an die langsameren Küstensegler heran und erhoben Zoll. Wenn sich die Kapitäne weigerten, wurden sie getötet, und mehrere Schiffe waren aus Wut oder Rache versenkt worden, nachdem man sie mit Brandpfeilen beschossen und in Flammen gesetzt hatte. Er entsann sich der Warnung Khodainas.

„Und wann geschieht das?“ wollte Lombardi wissen.

„Meistens in der Nacht.“]

Maras schüttelte den Kopf.

„Ich meinte, an welchem Punkt der Strecke?“

Der Kapitän deutete auf das leere Essenstablett, dann warf er einen kummervollen Blick zur Küste und murmelte etwas von „verdammten Barbaren“ und sagte endlich widerwillig:

„Meist im Umkreis der Stadt Traspe.“

Maras rechnete aus, wieviel Zeit ihnen noch blieb, dann erwiderte er nachdenklich: „Steuert so weiter, als gäbe es keine Räuber.“

Und weckt mich, wenn sie in unserer Nähe sind. Aber nicht so spät!“

„Wir alle werden dir danken!“ rief der Kapitän und rannte quer über Deck auf einen Matrosen zu, der offensichtlich wieder einen Fehler gemacht hatte. Maras sah nach dem Stand der Sonne, zog die kostbaren Stiefel an und legte sich in den Schatten des Segels, um zu schlafen.

Diese Nacht war nicht besonders klar. Es herrschte das beste Wetter für einen Überfall. Wie ein weißer Schatten glitt der Segler durch den Wirrwarr der Inseln und Riffe. Es gab hier keine Untiefen, keine versteckten Klippen; sämtliche Hindernisse waren sichtbar und ragten wie die Zähne eines Riesen aus dem Wasser. Sie verdeckten den Blick zur Küste. Immer wieder gab es leise, scharfe Kommandos. Dann schwang das Ruder herum. Taue ächzten, und Blöcke knirschten quietschend.

Langsam schlug das Dreieckssegel herum, das Boot legte sich auf die andere Seite, und der Mast gab ein unheilvolles Knarren und Knistern von sich. Der Segler steuerte auf einen schmalen Durchlass zwischen zwei Felsen zu, deren Fuß von den weißen Schaumkronen umspült wurde.

Erst als ein Seil riß und Maras am Schienbein traf, wurde er ruckartig wach. Noch vor sieben Tagen hatte er es nicht fertiggebracht, aufzuwachen und sofort im vollen Besitz seines Verstandes zu sein - heute konnte er es.

„Rackhel!“ rief er leise.

Der Kapitän kam vom Achterdeck, versetzte einem Matrosen einen Tritt und blieb neben Lombardi stehen.

„Hier werdet ihr überfallen?“

„Hier oder an einer anderen Stelle. Ich bin noch nie in diesem Tor dort überfallen und beraubt worden!“ sagte Rackhel. „Wer hat dich geweckt?“

„Ein Tau war es, eines deiner unzerreißbaren, guten Tauen aus den Fingern des berühmten Seilschlägers!“ spottete Maras und zog langsam die Waffe heraus. Er dachte an das Schaukeln des Schiffes und an plötzliche Stöße und befestigte die Sicherungsschnur an seinem rechten Handgelenk. Dann stellte er den Hebel auf Punktfeuer und kugelförmige Entladung, setzte sich auf eine Rolle Tauwerk und wartete voller Spannung. Eine Stunde verstrich.

Der Segler schnitt durch den leichten, kaum wahrnehmbaren Nebel, der vom Mondlicht durchglüht wurde. Der Kapitän war einmal vorn, dann wieder beim Steuermann, pausenlos jagten sich die Kommandos. In einem alptraumhaften Zickzackkurs manövrierte die Barke durch die Felsen, fuhr haarscharf an manchen vorbei, kurvte nach Backbord und nach einer kleinen Halse wieder zurück nach Steuerbord. Schließlich war das Fahrwasser wieder freier, die Felsen wurden niedriger, nur noch ein paar kleine bewachsene Inseln hoben sich undeutlich in Sichtweite ab.

Maras gähnte. Als er die Augen öffnete, sah er den Schatten hinter einer Insel hervorschießen. Noch hingen die dunklen

Segel regungslos im Windschatten, dann hörte er das Knirschen von langen Riemen.

„Sie sind da!“ sagte Maras zu Rackhel, der wie ein Gespenst lautlos neben ihm aufgetaucht war, einen kleinen Beutel mit Ducrotschuppen am Gürtel und eine Enteraxt in der Hand.

„Ich habe sie eher geahnt als gehört und eher gehört als gesehen!“ rief der Kapitän. „Wir werden ihnen zeigen, uns anzugreifen!“

Er tanzte aufgeregt auf dem Vorschiff und schüttelte ständig die linke Faust in die Richtung des Gegners.

Ein lautloses Duell begann. Die zwei Schiffe strebten gemeinsam einem unsichtbaren Punkt zu. Die Linien ihrer Richtungen schnitten sich irgendwo dort vorn in der nebligen Dunkelheit. Angespannt warteten der Kapitän und Maras. Immer wieder warf Rackhel einen misstrauischen Blick auf die kleine Waffe in Maras' Hand.

„Damit willst du sie umbringen?“ fragte er.

„Nein, nur erschrecken!“ meinte Lombardi.

Die Ruder waren eingezogen, als das fremde Schiff, ein schneller Segler mit hohen Aufbauten und mit schwach schimmernden Metallbeschlägen, in den Wind kam. Die Segel füllten sich, die Fahrt nahm zu. Der Küstensegler befand sich etwa in gleicher Höhe mit dem Fremden, als eine gewaltige Stimme von Backbord schrie:

„Nehmt herunter die Segel! Haltet an! Wir verlangen unsere Maut!“

Rackhel holte tief Luft und kreischte zurück: „Bei Dherra! Ihr werdet blutige Nasen und splitternde Pranken bekommen! Ihr Räuber! Diebsgesindel! Flieht, bevor euer Untergang beschlossen wird!“

Der gegnerische Kapitän schien etwas wie ein Sprachrohr zu benutzen. Maras legte sich flach auf das Deck und musterte

genau das fremde Schiff. Er sah undeutliche Bewegungen hinter dem Schanzkleid. Irgendwo züngelten verdeckte Flammen hoch. Also konnten sie auch heute Brandpfeile schießen. Entfernung? Noch zu groß für einen Bogenschuss.

„Ich warne kein zweites Mal! Haltet an!“ rief die Geisterstimme.

„Flieht, bevor die Planken bersten und die Segel brennen!“ heulte Rackhel auf.

Er sagte zu Maras:

„Und nun, Wanderer, verfluche sie! Bringe sie um! Ramme sie in den Grund! Bei der Vollkommenheit der Kugel - wir entern sie und plündern sie aus bis auf das letzte Hemd!“

„Gewalt ist das schlechteste Mittel gegen Gewalt!“ sagte Maras und zielte sehr sorgfältig. Er hatte den Kolben aufgestützt, und der Lauf machte jede Bewegung des Küstenseglers mit. „Das sollte dir, einem Mann der See, nicht neu sein.“

Der Kapitän geriet außer sich und brüllte:

„Gewalt! Gewalt geschrien! Nieder mit dem Diebespack!“

Maras grinste still in sich hinein und feuerte. Vor dem Bug des Gegners erschien eine grelle Detonation, dann fauchte eine Dampf Wolke nach allen Seiten. Ein zweiter Blitz zerfetzte das Bugspriet.

Drüben erhob sich ein wütendes Geschrei. Die ersten Pfeile flogen durch das Dunkel und fielen mit scharfem kurzen Klatschen unweit der Bordwand ins Wasser. Der Kapitän jubelte und war außer sich. Maras stellte die Waffe um, verwandelte den Energiestoß in einen schärfstgebündelten Strahl und feuerte abermals. Er zerschnitt methodisch fast alles stehende Gut, und die Masten schwankten und brachen um. Dann setzte er mit vier gezielten Schüssen die Segel in Brand und feuerte noch zweimal.

Knapp unterhalb der Wasserlinie zerfetzten zwei Detonationen die Bordwand des Gegners auf der Steuerbordseite, und damit war der nächtliche Kampf entschieden. Nur ein einziger Brandpfail wurde vom Achterdeck des Räubers abgeschossen, beschrieb einen lodernden Halbkreis und fiel eine Handbreit hinter dem Ruder ins Kielwasser des Küstenseglers. „Palmwein!“ schrie Rackhel. „Palmwein für alle!“ Dumpf antwortete der Steuermann: „Wir haben keinen Palmwein an Bord, Kapitän!“ Wütend schmetterte Rackhel sein Kampfbreil auf die Planken und schrie:

„Warum nicht, bei Dherra?“

„Weil“, sagte der Steuermann entsagungsvoll, „du befohlen hast, keinen Palmwein an Bord zu nehmen.“

Maras brach in ein gewaltiges Gelächter aus, sah dem brennenden Räuberschiff nach und schlief ein. Als er erwachte, war es bereits wieder Tag. Er sah die Umgebung der Stadt Traspe und schließlich, auf einem fingerartigen Vorsprung erbaut, die Stadt selbst.

„Und wieder nichts anderes. Nur Erosion!“ sagte Maras und fröstelte in der kühlen Luft eines wunderbar klaren Morgens. Auf Deck schliefen, zusammengerollt auf Tauen und unter dickem Segeltuch, einige Matrosen. Ihr Schnarchen schien die Bordwand sprengen zu wollen.

Auf den vorgelagerten Hügeln zwischen Meer und Stadt brannte es. Ein gewaltiger Flächenbrand, der sich seit Stunden ausgebreitet haben mußte. Schon bevor sie um die Landspitze herumgesegelt waren, hatte man in der Luft einen leichten Brandgeruch wahrnehmen können. Jetzt sah man die beiden Wälle aus Flammen und schwarzem Rauch, die sich in die Richtung auf das offene Meer heranschoben.

Die Rauchmasse erhob sich in den Morgenhimmel. Dort, wo der leichte Wind sie schon weggedrückt hatte, sah Lombardi nichts als schwarze Pflanzenreste und den bloßgelegten, geschwärzten Fels. Ein Summen und Prasseln lag in der Luft und wurde durch die Entfernung zu einem harmlosen Begleitgeräusch des Brandes.

Der Kapitän kam verwundert näher und stellte sich gegen die brüchige Reling des Vorderschiffes.

„Sie brennen ihre Hügel ab, um die Ducrot ins Meer zu treiben, wo sie ertrinken!“ sagte er. Maras fuhr erschrocken zurück.

„Was sagst du da?“ rief er und packte den Kapitän bei den Aufschlägen des Lederwamses.

„So ist es. Traspe ist eine der reichsten Städte hier. Sie kaufen alles und zahlen bar. Du kannst dort alles kaufen. Menschen und langes Leben, Vernunft und Dummheit, Mörder und Ideen.“ Maras fragte mit zornbebender Stimme: „Das ist also kein zufälliges Feuer, sondern ein Versuch, zu den Fellen von ertrunkenen Ducrot zu kommen?“

„Ja!“ sagte Rackhel fest. „Das ist die Wahrheit. Jedes Jahr machen sie zwei oder drei solche Jagden. Aber bald ist es aus mit dem Reichtum Traspes und seiner vierzigtausend Bürger.“

„Warum?“ fragte Lombardi und konnte die Antwort erahnen.

„Weil es in weitem Umkreis keine Ducrot mehr gibt. Sie sind in der Gefangenschaft oder tot. Aber noch niemals hat jemand gehört, daß sie sich in der Gefangenschaft vermehrt hätten.“ Lombardi fragte, von dunklen Ahnungen erfüllt, weiter:

„Und du sagtest eben, man könne sich dort auch langes Leben kaufen.“

Was geschieht in einem solchen Fall?“

Listig grinste der Kapitän und sagte:

„Das ist ganz einfach. Die Leute von Traspe haben wunderschöne Gärten. Diese Anlagen werden streng bewacht. Und wer zahlt, darf Tee aus Blütenblättern trinken, dort, in den kleinen Häusern. Oder kann feinste Salate mit Palmspitzen essen. Oder neuen Palmwein trinken. Oder Palmenmark, lecker zubereitet.

Wer wenig zahlt, darf an den harten Schuppen lutschen.“

„Und was sagt der Schamane dazu?“ fragte Maras streng. Er glaubte es noch immer nicht ganz.

Der Kapitän breitete die Arme aus und machte eine Geste, die im gesamten Universum bekannt zu sein schien. Ich kann an allem nichts ändern, sollte sie heißen oder, das Leben ist mannigfach, und wer kann schon sagen, was richtig und was falsch ist?

„Was sagt ein Mann, der den ganzen Tag von Palmwein berauscht ist und nachts von den wunderschönen Mädchen von Traspe?“ erwiderte Rackhel eindeutig.

„Bei Dherra!“ murmelte Maras. „Welch eine Stadt!“

Der Küstensegler nahm bei gutem achterlichen Wind Kurs auf Traspe. Sie glitten am Feuer vorbei und sahen jetzt die kleinen und großen Boote, die sich an der Jagd auf die fast wehrlosen Raubkatzen beteiligten. Sie fuhren an den duftenden Parks voller grüner und mächtiger Palmen vorbei, in denen es mit Sicherheit keine Hoorr gab. Sie erreichten endlich, nach einer abenteuerlichen Reise, den Anfang dieser bemerkenswerten Stadt. Sie alle in Traspe hatten gemerkt, daß es sich ohne Moral besser und reicher leben ließ. Und deshalb töteten sie einerseits die Garantien für ihr Weiterleben, die Ducrot, und andererseits verkauften sie genau das, was der Rest der Planetenbevölkerung noch niemals hatte bezahlen müssen - gesunde Palmen.

Korrupt, aber wirkungsvoll.

Unmoralisch, widerlich, nicht lebensfähig auf längere Zeit, aber die Stadt war schön. Das zeigte sich bereits an den Bauten entlang der langen Hafenanlagen. Sie waren stilrein und prunkvoll. Die Menschen gingen mit glücklichen Mienen spazieren und betrachteten mit vorsichtiger Neugierde und deutlicher Skepsis die heruntergekommene Dschunke.

„Jedenfalls werden sie zahlen müssen!“ sagte Rackhel heiter.

„Das Papier, meinst du?“ fragte Maras zurück und warf einem lässig heranschleudernden Hafenarbeiter ein Tau vor die Brust.

„Das meine ich. Und für dich, Retter meines Schiffes, weiß ich einen schnellen und unsicheren Weg, um nach AI Cur-Sura zu kommen, der Stadt des Mondes.“

„Einen unsicheren Weg?“

„Natürlich“, sagte der Kapitän und vollführte in Richtung einer vorbeistolzierenden Hafendirne eine wollüstige Geste.

„Ich verstehe nicht!“ sagte Maras ungeduldig. „Was meinst du?“

Der Kapitän zwirbelte seinen Bart, machte mit den Lippen ein schnalzendes Geräusch und rief lachend:

„Nach dem Ausladen, schönste aller Blumen, lade ich dich ein!“

Sie kicherte grell und ging weiter. Rackhel wandte sich an Lombardi und sagte in plötzlichem Ernst:

„Nur ein Narr würde glauben, daß der Schamane dieser Stadt dir helfen würde, zur Stadt des Sprechenden Schreins zu kommen. Keine Spur davon. Ich habe lange mit Aparol gesprochen. Er liebt dich wie einen Bruder, und ich schulde ihm viel. Warte, bis ich Zeit habe. Dann bringe ich dich zu meinen Freunden. Es sind wilde Gesellen und gänzlich ohne Manieren, aber sie werden dich nach AI Cur-Sura bringen. So sicher, wie ich den schönsten Bart aller Meere habe.“

Nach einem langen und außerordentlich skeptischen Blick auf Rackhels Bart entschloss sich Maras Lombardi zu einem kurzen Rundgang durch die Stadt. Er zog das Messer, schaltete den Paralysator ein und schob die Waffe in den Ärmel seiner Jacke.

Vor seinen Schritten erwachte Traspe. Eine faszinierende Stadt. Sie schwamm geradezu in Luxus. Hier herrschte uneingeschränkt das Geld. Vielmehr die weißen, silbernen und purpurnen Hornscheiben des Ducrot, der die Hoorr fressen würde, wenn man ihn nicht ausgerottet hätte. Traspe war nicht nur äußerlich versteppt und im weiten Umkreis von unfruchtbarem Land umgeben, sondern die Wüste schien auch die Herzen ihrer Besucher zu vergiften.

8.

„Traspe“, murmelte der Kapitän. „Eine faszinierende, aber böse Stadt!“

Er lehnte neben den Ballen der großen Papyrusblätter, die sich zwischen dem Küstensegler und dem ausgeschwungenen Ladebaum eines Magazins stapelten. Rackhel stocherte mit einem Span, den er aus der Reling gerissen hatte, zwischen den Zähnen und machte eine umfassende Geste. „Du hast die Stadt kennengelernt, Wanderer?“

„Flüchtig!“ mußte Lombardi zugeben.

Er fühlte sich angezogen und abgestoßen zugleich. In dieser Stadt knisterte es förmlich. Auf anderen Planeten hätte eine solche Siedlung Künstler und Gelehrte angezogen, wäre Universitätsstadt geworden und Zentrum von Geist und Kultur. Zunächst aber hatte er nur eine gewaltige Kulisse gesehen, alt zum Teil und zugewachsen von blühenden und wuchernden

Pflanzen, zum anderen Teil neu. Man sah deutlich, daß ungewöhnliche Techniken des Bauens und der Dekoration entwickelt und angewandt worden waren. Maras ahnte, daß diese Planetarier irgendwann, vielleicht in hundert Jahren, den Sprung in die galaktische Zivilisation ohne besondere Zusammenbrüche würden vollziehen können.

„Hör zu“, sagte der Kapitän und gab dem Windenaufseher ein Zeichen.

„Ich höre!“

Der Kapitän zeichnete mit dem Holzspan, den er bisher zwischen den Lippen gehalten hatte, eine Figur in den Sand, die wie ein Tierkopf auf langem Hals aussah. Er machte dort, wo die Spitze der „Nase“ war, ein Kreuz.

„Hier ist Traspe.“

Dann machte er ein weiteres Kreuz an der Stelle des ersten „Ohres“ und sagte leise im Verschwörerenton:

„Und hier ist AI Cur-Sura. Etwa so weit von Traspe entfernt wie Traspe von der Deltastadt. Wenn der Mann an der Winde den vorletzten Packen Papier hochziehen läßt, wird er ihn auf eines der kleinen Boote dort absetzen. Du folgst dem Boot auf dem Uferweg. Laß es nicht aus den Augen!“

Maras wollte eine Frage stellen, aber der Kapitän hob die Hand und sprach konzentriert weiter.

„Später. Vergiß nicht: Du darfst das Boot nicht aus den Augen lassen. Du folgst ihm bis zu einem einsamen Felsenstrand. Dort liegt im Versteck ein Tsunamireiter. Sie werden dich natürlich sofort fassen, und dann sagst du ihnen:

Im Übrigen glauben alle aufrechten Männer unter dem Licht Bragmardos, daß die Prachtige Stadt vernichtet werden müsse. Wiederhole, aber leise!“

Verblüfft gehorchte Maras.

„Gut!“ Rackhel nickte. „Dann fragen sie dich, woher und wohin. Sage es ihnen, sage die Wahrheit. Und dann wirst du warten müssen.“

Lombardi griff nach der Schulter des Bärtigen und drängte:

„Ich kann nicht warten! Ich bin einer dieser aufrechten Männer. Du weißt, was auf dem Spiel steht.“

Der Kapitän lächelte dünn. Er war plötzlich wie verwandelt. Ein Mann, der nichts mehr von der lärmenden, aufdringlichen Fröhlichkeit an sich hatte, sondern der von Sorgen und gefährlichen Geheimnissen geplagt wurde. Jemand mit der Menge der Verantwortung, die Leute wie die Schamanen oder Dener Ashmole, das Vorbild Maras', kennzeichneten.

„Du kannst auch versuchen, mit einem Küstensegler von Stadt zu Stadt zu springen. Bis AI Cur-Sura dauert es im günstigsten Fall zwölf oder fünfzehn Tage und Nächte. Wenn ihr aber eine Tsunami erwischt, und alles deutet darauf hin, dann bist du morgen dort. Du kannst also ein Dutzend Tage auf die Tsunami warten.“

Lombardi bohrte den Blick eindringlich in die dunklen Augen des Kapitäns.

„Hat dir Aparol gesagt, worum es geht?“

„Würde ich dich sonst dieser Gefahr aussetzen?“ fragte Rackhel. Einer der Männer, die in dem bezeichneten kleinen Boot saßen und schweigend ins Hafenwasser starrten, richtete sich auf und winkte Rackhel zu. Rackhel machte verstohlen ein Zeichen und deutete auf Lombardi. Der Mann nickte.

„Geh nun, Bruder“, murmelte der Kapitän. Seine Stimme war weich und behutsam geworden. „Denke an Aparol und an Khodaina. Wir alle gehören zusammen. Auch die Tsunamireiter.“

Lombardi sagte entschlossen:

„Ich verstehe nichts von allem, Rackhel, aber ich vertraue dir. Sage ihnen allen in meinem Namen Dank.“

„Ja. Das werde ich tun. Und tue du, was dir die Botschaft aufgetragen hat!“

„So ist es!“

Sie tauschten einen kräftigen Händedruck. Lombardi vergewisserte sich, ob seine Ausrüstung vorhanden war und ging langsam von der Verladestelle weg in den Schatten. Dort drehte sich eine große hölzerne Trommel. In ihrem Innern führte ein Sklave einen Koumura Roba an einem Zügel. Man hatte dem echsenhaften Raubtier die Augen verbunden, die Nase mit triefenden Lappen verstopft und Wasser in die Ohren gegossen. Das Tier ging stets willig in die Richtung, in die es der Zügel führte. Dadurch bewegte sich die Trommel und drehte durch eine Zahnradübersetzung zahlreiche andere, Geräte, unter anderem auch die Winde. Jetzt hob die Winde einen dicken Packen Papier hoch, fast vier Kubikmeter groß. Taue ächzten und knirschten. Zahnräder griffen ineinander, Schiebegestänge mit schweren Eisenbeschlägen schlugen krachend hin und her. Kommandos und Flüche ertönten, der Koumura grollte wütend und hilflos.

Der vierzig Meter ausragende Ladebalken hob sich, schwang herum und setzte das Papyruspaket auf das kleine Boot ab. Sofort wurden zerfetzte Planen darüber gebreitet. Ruder senkten sich ins stille Wasser, das Boot trieb lautlos und schnell davon. Während der Balken knarrend und winselnd in schlechtgeschmierten Lagern wieder zum Schnellsegler herüberschwang, verließ Lombardi den Schatten und ging, das Boot nicht bewußt ansehend, dem Kielwasser nach.

Zunächst wanderte er entlang der geschwungenen Kaianlage. Menschen kamen ihm entgegen und überholten ihn. Bildhübsche Sklavinnen mit Krügen und Körben auf den

Köpfen, Bürger mit dicken Bäuchen und schweren Schmuckbändern, Frauen mit golden getönten Gesichtern und phantastischem Kopfputz, nackt unter dünnen Gewändern. Kleine Kinder, die zwischen den Beinen der Erwachsenen herumrannten und mit Hunden und taubenähnlichen Vögeln spielten. Die Bauten hatten prachtvolle Fassaden. Sie bestanden aus glatten Putzflächen, die von zahllosen Bögen und Fenstern, von prächtigen Türen und Pergolen unterbrochen waren, von gemauerten Ornamenten in vielfarbigem Stein. Ein Haus drängte sich an das andere. Kleine Erker sprangen vor und lugten neugierig in die Straße hinein, zwischen alten Bäumen hervor und über das Hafenwasser. Wie ein Schlafwandler glitt Lombardi zwischen den Menschen, den kleinen Brunnen und den Bäumen hindurch. Er warf ab und zu einen Blick auf das Boot, das sich unauffällig und mit mäßigem Tempo entfernte.

Die Tsunamireiter?

Ein leichter Nebel kam vor den beiden Einfahrtstürmen des natürlichen Hafens auf und verschleierte den Horizont. Alle Geräusche wurden gedämpft; die Stimmen klangen wie hinter einer dicken Wachsschicht hervor.

„AI Cur-Sura ...“, murmelte Maras versonnen.

Er kannte die alten Karten, die Gradnetz-Weltraumfotos. Natürlich war die Luftlinie der kürzeste Weg zu der nördlichen Spitze des engen, tiefeingeschnittenen Golfes. Es gab mehrere kleine Hafenstädte, die mehr oder weniger regelmäßig von den Küstenseglern angelaufen wurden. Die Entfernung nach AI Cur-Sura, der Stadt des Mondes, betrug etwa hundertneunzig Kilometer ... Luftlinie.

„Wir werden sehen. Bisher habe ich erstaunlich viel Glück gehabt!“ stellte Maras beinahe heiter fest.

Was hatte er zu verlieren?

Wenig, obwohl seine Haut inzwischen braun und kräftig geworden war. Sogar die Härchen wuchsen bereits wieder. Keine Spur mehr von der Lepra stellaris. Er ging weiter und betrat die untersten Stufen einer langen Treppe, die sich auf einer langen Brücke über einen Kanal krümmte. Schräg vor ihm bog das Boot in einen zweiten Kanal ein. Ein Hund rannte die Treppe herunter und jaulte vor Angst auf. Maras hob den Blick.

„Nein!“ murmelte er.

Rechts und links auf den Stufen saßen, kauerten und lagen die Ausgestoßenen dieser herrschsüchtigen Stadt. Bleiche Menschen mit dicken Bäuchen unter den Lumpen, mit spitzen Ellbogen und Knien, die Haut von Geschwüren zerfressen. Sie streckten ihm bettelnd die Handflächen entgegen - aber er hatte nichts, was er ihnen geben konnte. Ein schneller Rundblick: Keine andere Wahl. Verwirrt und wieder unsicher geworden hastete er die Stufen hinauf und sah nicht nach links und rechts. Die klagenden Schreie der Menschen verfolgten ihn. Auf der obersten Plattform stieß er mit einem gutgekleideten Patrizier zusammen, der die Spitze einer edelsteinbesetzten Tunika mit dem kleinen Finger hochhielt und nach beiden Seiten Tritte austeilte.

„Entschuldigt!“ sagte Maras. „Ich war blind!“

Der Mann warf ihm einen wachsamen, schnellen Blick zu und sagte scharf:

„Du bist nicht von hier, Fremder?“

„Wie es der Name schon sagt, ich bin ein Fremder. Und ich habe es eilig!“

Lombardi rannte auf der anderen Seite die Treppe wieder hinunter, kam an einigen zerfallenden Gebäuden vorbei, bog in einen kleinen Park ein, in dem bewaffnete Bogenschützen in

kleinen Gruppen patrouillierten und die hungernden Bettler vertrieben.

Schnellen Schrittes durchquerte er den Park, schlüpfte durch ein Tor und betrat einen Strand, der einer Alptraumlandschaft glich. Dort vorn war das Boot. Es fuhr in nördlicher Richtung.

„Schneller!“ sagte sich Maras.

Vor ihm breitete sich ein fast waagrechtter Sandstrand aus. Der Sand war kalkweiß und stammte von den Kalkklippen, die sich hinter einem breiten Gürtel trostlos dürre Macchia ausbreiteten. Aus dem Sand ragten pechschwarze Felsen hervor. Kleine, große, zusammengesetzte, die wie Bündel von Speerspitzen aussahen. Der Nebel wurde dichter. Jetzt strengten sich die neun Ruderer des Bootes mehr an, und Lombardi winkelte die Arme an und begann zu laufen.

Er stob zwischen den schwarzen Felsen hindurch, rutschte immer wieder in dem feuchten Sand aus und hörte neben sich das schwache Zischen der auslaufenden Brandungswelle. Der Nebel wurde noch dichter, er konnte gerade noch das Boot erkennen. Er wunderte sich über sich selbst; die pausenlosen Anstrengungen der letzten Wochen hatten ihn nicht geschwächt, sondern gestärkt. Er lief jetzt mühelos und schnell. Felsenbrücken tauchten aus dem Nebel auf wie Wachtposten. Vorbei, hindurch. Weiter. Dann blieb er stehen.

Er horchte angestrengt in die undurchsichtige Schicht rund um ihn hinein. Er besaß genau einen einzigen Orientierungspunkt: die Brandung rechts von sich.

„Dort vorn sind Ruderschläge und leise Rufe!“ stellte er fest und rannte weiter.

Die Tasche schlug gegen seine Schultern, die Waffe zog schwer am Gürtel. Er umrundete weitere schwarze Steinsäulen und sah vor sich nur die Spuren kleiner Meerestiere im Sand.

Eine halbe Stunde, ungefähr, später:

„Bleib stehen, oder du stirbst!“ sagte eine Stimme von rechts. Maras stemmte die Absätze ein und blieb stehen.

Von links kam eine andere, Befehlsgewohnte Stimme, die ein wenig müde und hoffnungslos wirkte.

„Die Arme in die Höhe, Fremder!“

Langsam ging Maras weiter. Er hob die Arme und blieb stehen, als sich vor ihm zwei Männer mit langen Dolchen aufbauten.

Sie tauchten wie Gespenster aus dem Nebel auf. Vor ihm schien es steil abwärts zu gehen, denn er hörte von unten das Plätschern von Wellen und die Geräusche an und in einem Schiff. Holz schabte gegen Stein.

„Woher kommst du?“

„Kapitän Rackhel schickte mich, er zeigte mich auch den Männern im Boot“, sagte Lombardi gehorsam. „Im Übrigen glauben alle aufrechten Männer unter dem Licht Bragmardos, daß die Prachtige Stadt vernichtet werden müsse.“

Die Männer sahen sich schweigend an, dann schnalzte der mit der Befehlsstimme mit den Fingern und sagte:

„Bei der ewigen Dherra! Der erste Grad der Verschwiegenheit. Du mußt ein wichtiger Mann sein.“

„Man sagt es!“ erwiderte Lombardi. Er blickte die beiden Männer an. Sie sahen aus wie arme Aussätzige. Zerlumpte Kleider, zerrissene Leinensandalen, wilde Gesichter, schmutzig und ungepflegt.

„Dann komm mit uns.“

Er ließ die Arme sinken, folgte dem ersten Mann. Es ging noch zwanzig Schritte vorwärts, dann tauchte eine Treppe auf, die aus Pflöcken im Geröll bestand, vor die man quer Balken aus Treibholz gelegt hatte. Wie ein kopfloser Wurm wand sich die Treppe abwärts und endete vorläufig auf einer Felskanzel, die dicht mit Sand und Gestrüpp bedeckt war. Als Maras

seinen zweiten Fuß auf diese Fläche setzen wollte, hakte sich ein Fuß um seinen Stiefel, er erhielt einen unbarmherzigen Stoß in den Rücken und fiel nach vorn.

Er reagierte fast zu schnell, sagte er sich später. Noch im Fallen wirbelte er herum, krümmte sich zusammen und rollte sich über den Rücken ab. Steinkanten und brechende Zweige trafen seine Haut, aber er lag abwartend da, vielleicht eine drittel Sekunde. Der andere Mann stürzte sich mit vorgestreckten Armen auf ihn. Maras zog die Knie an, empfing den Angreifer mit den Stiefelsohlen und schleuderte ihn mit einer wilden Anspannung der Muskeln von sich. Der Schwung riß ihn selbst wieder auf die Beine, er griff nach dem Dolch und stand breitbeinig da.

Der andere Mann warf sich vorwärts; Maras bewegte nur kurz den Dolch und schaltete den Paralytiker ein. Eine knatternde Entladung traf den zweiten in die Brust und schleuderte ihn zu Boden.

„Und jetzt zu dir, Freund der Ausgestoßenen!“ knurrte Maras. Er fühlte eine heillose Wut.

„Ich will dich nicht töten!“ grinste der andere und zog seine Klinge. „Ich will nur dein Geld!“

„Ich habe kein Geld, aber ich werde dich bezahlen!“ sagte Maras trocken und machte einen Ausfall. Leichtfüßig wich der andere aus. Lombardi wandte einen Stoß an, den er in der Grundausbildung gelernt haben mußte ... vor einem Jahrhundert schien das gewesen zu sein. Die Klinge hielt einen Fingerbreit vor dem Solarplexus des Gegners an. Maras' Fuß flog hoch und traf mit aller Kraft den Oberschenkel des Gegners. Der harte Schlag des Absatzes traf einen Nerv, der Mann brüllte auf wie ein Tier.

Maras sprang zur Seite, täuschte einen kombinierten Angriff vor und lenkte die Messerhand des anderen ab. Er zielte mit

seiner Klinge zwischen die Augen des Gegners und hämmerte gleichzeitig mit der Handkante auf das Handgelenk. Die Waffe fiel aus den kraftlosen Fingern. Maras trat darauf und zerbrach die Klinge, während er den anderen, die Klingenspitze auf die Nasenwurzel gesetzt, Schritt um Schritt zurücktrieb.

Dann ließ er das Messer fallen und griff sich ächzend ans Herz.

Der Gegner sprang vor. Maras riß sein rechtes Knie hoch und ramnte es ihm gegen das Kinn. Dann fasste er ins Haar, schlug die Schläfe des Mannes ein zweites Mal gegen das Knie und ließ seine ineinander verschränkten Finger mit aller Wucht in den Nacken des Gegners herunterkrachen.

Mit einem dumpfen Schrei fiel der Mann mit dem Gesicht in den Sand, zuckte und blieb liegen.

Bei sachgerechter Anwendung, die eine Frage des Trainings ist, sind diese Schläge schmerzhaft und führen zur Besinnungslosigkeit, wirken aber auf keinen Fall tödlich. Wiederhole: Bei sachgerechter Anwendung ... so lautete der offizielle Text während der Explorer-Ausbildung.

Maras blies auf seine blutenden Finger, steckte seinen Dolch in die Scheide zurück, ließ aber den Paralytiker eingeschaltet.

Langsam ging er die zweite Treppe hinunter, trat auf eine breite Planke, die an einem System aus Seilen und Balken hing und in einer Sekunde hochgeklappt werden konnte. Er betrat ein sauberes Deck aus gemasertem, ölhaltigem Holz, dessen beide Enden im Nebel er nicht mehr sehen konnte. Zwei breitschultrige Männer kamen auf ihn zu und rissen ungläubig die Augen auf.

„Wo ... wer ... Sigillari?“

„Sigillari und sein Freund liegen dort oben. Ihr könnt sie holen. Nehmt Binden und eine Bahre mit!“ sagte er. „Wo ist mein Platz an Bord?“

Kopfschüttelnd verschwanden die Männer.

Maras Lombardi sah sich in dem Gebiet von vier Metern Durchmesser, das er im Nebel überblicken konnte, sorgfältig um. Dann setzte er sich auf ein Tau, das in gleichmäßigen Windungen an Deck lag. Er lehnte sich an die Wand eines schmalen Aufgangs und wartete, die Hand am Messergriff. Der Daumen lag auf dem Kopf des Paralysators.

Man sah es auf dem Weltraumfoto sehr deutlich; jetzt aber entdeckte Lombardi die wahre Natur dieser beiden feuerspeienden Berge. Sie befanden sich, in „ungefährlicher“ Entfernung von der Küste, an der schmalsten Stelle des Golfes. Sie waren nicht tätig, aber in der Glut des Nachmittags erkannte man das ausströmende Gas und den Rauch. Die Vulkane standen über einen gemeinsamen Schlot in Verbindung und arbeiteten völlig unregelmäßig, aber häufig. Das Schiff, eine erstaunliche Konstruktion, wartete hier an dieser Stelle, an zwei Treibankern liegend, auf den nächsten Ausbruch. Sie waren eine Stunde lang von der Küste weggesegelt und befanden sich allein auf offenem Meer, außerhalb jeder Sichtmöglichkeit. Brachen die Vulkane aus, öffneten sich unterirdische Spalten. Ein mittelstarkes Erdbeben war die Folge, das eine starke Flutwelle erzeugte.

Genau genommen warteten Sigillari und seine elf Männer auf diese Flutwelle.

Mit verquollenen Augen, blauen Flecken im Gesicht und leicht humpelnd kam Sigillari auf Lombardi zu und setzte sich neben ihn auf die weiß geschuerten und lackierten Planken des Beiboots.

„Du mußt wissen“, begann er zögernd, seine Lumpen sorgfältig und verlegen ordnend, „daß du der neunzehnte Spion gewesen wärst. Immer wieder versuchen sie, uns zu fassen.“

„Spione mit dem Kennwort des ersten Grades der Verschwiegenheit?“ fragte Maras sarkastisch.

„Auch das ist möglich, Wanderer.“

Maras zeigte ihm die Handflächen und erklärte:

„Ich habe nur einige Waffen, etwas Brot und Braten, Salz und Seife bei mir. Nicht einmal eine weiße Schuppe des Ducrot. Was wolltet ihr von mir?“

„Das alles wußten wir nicht. In der Zwischenzeit kam unser Bote zurück, den wir zu Rackhel geschickt hatten. Rackhel... nun, er lachte mich aus und versicherte, du seiest in Ordnung.“

Sigillari nickte. Maras sah auf die unbewegte See hinaus und auf den Knoten in der Rauchsäule des Vulkans an der Backbordseite.

Der schlanke Mast mit dem federnden Rigg und den Wanten stand völlig still. Das Boot besaß einen tiefen Kiel mit Eisengewichten daran, fast keine Aufbauten, zwei verschließbare Niedergänge und ein dreifach ausgelegtes Ruder. Der Boden war nur ganz leicht gekrümmt.

„Ich bin in Ordnung und habe es sehr eilig!“ versicherte Maras.

Sigillari deutete auf den zweiten Knoten, der eilig in das Firmament hochtrieb und sagte leise:

„Warte. Ich werde dir Zeichen geben. Hier ... auf eine glückliche Reise für uns alle und für das Papier, das den Schamanen gehört. Wir müssen es schmuggeln, weil es sonst die Bewohner der Prächtigen Stadt stehlen.“

Alles würde sich aufklären ... dachte Maras.

Sigillari klappte ein breites Stück Decksplanke hoch, nahm einen kleinen Krug aus einem gepolsterten Fach und zwei dickwandige Gläser. Sie waren mundgeblasen, denn im Sonnenlicht schimmerten die Bläschen, die Einschüsse und die Unreinheiten zauberhaft auf. Auch der Inhalt leuchtete

bernsteinfarben. Der Krug wurde zurückgestellt. Das Getränk rann wie loderndes Feuer die Speiseröhre hinunter.

„Auf eine gute Fahrt!“ sagte Maras und rang nach Luft.

„Auf eine Welle von riesiger Größe!“ erwiderte Sigillari und verschloß sorgfältig die Gläser und die Decksplanke. Dann steckte er beide Finger in den Mund und stieß einen Pfiff aus. Es war ein Kommando. Elf Männer mit zwölf Kleiderbündeln erschienen an Deck.

Sie zogen sich aus, stürzten sich ins Wasser, Sigillari hechtete hinterher. Sie wuschen sich Farbe und geschminkte Schrammen aus dem Gesicht, ölten sich gegenseitig ein und schlüpften in die Kleider.

Die Männer trugen jetzt, während sie die Lumpenbündel sorgfältig verschnürten, Leinenhosen und -hemden, Leinestiefel mit rutschfesten Sohlen, breite Gürtel mit festen Lederschlaufen, breite Armbänder mit eisernen Krampen, Lederhemden mit Griffen an Achseln und in der Magengegend und kleine Beile mit messerscharfen Schneiden.

„Ziehe einen solchen Gürtel über deinen, lege die Armpanzer an, und wenn einer der beiden Vulkane ausbricht, bist du sofort unter Deck. Klar?“

„Völlig klar!“ sagte Maras.

Dann warteten sie bis gegen Mitternacht auf den Vulkanausbruch. Als der Donnerschlag ertönte und das rote Licht den Himmel erfüllte, als der Rauch den Mond und das Maximum von Omikron Arzachena überstrahlte, war es soweit.

Die Flutwelle entstand zwanzig Kilometer vom Ufer entfernt und bewegte sich in einer waagrechten Linie, die sich später leicht krümmte, fast genau nach Osten. Sie war drei Meter hoch, als sie das dahinschießende Schiff erreichte, das zwei Segel gesetzt hatte, die zweimal so hoch waren wie das Schiff

selbst. Sie hingen prall wie im Orkan als Passatdoppelfock an der Mastspitze und waren fast am Heck belegt.

Die Welle raste auf das Schiff zu. Sie hatten im richtigen Moment Fahrt aufgenommen und befanden sich mit Ausnahme Sigillaris, der an sieben Seilen angebunden war und das Ruder bediente, unter Deck.

Jetzt überholte die Welle das Boot, hob sich gleichzeitig und begann sich zu drehen. Eine Walze aus Wasser entstand an der Oberfläche des Meeres, auf deren Kamm das Schiff ritt. Dampf rasselnd fielen zwei zusätzliche Schwerter durch die Bodenkästen. „Reffen die Fock!“ schrie Sigillari durch das Toben. Die Fock wurde von vier Männern eingeholt. Gleichzeitig ließ man sie herunter. Das laufende Gut knatterte und krachte im Sturm. Als Maras, der unter Deck stehend mit vier Seilen angeschnallt war, einen Blick durch die Schlitzes eines Bullauges warf, die mit Glas ausgefugt waren, sah er unter sich, etwa acht Meter tiefer, die andere Meeresoberfläche. Er erschrak und klammerte sich unwillkürlich fest. Das Schiff schwebte wie ein Brett, von den Kielen und Schwertern in der Richtung stabil gehalten, auf der Spitze der rollenden Walze, acht Meter über dem normalen Niveau des Meeres. Die Walze drehte sich, innerlich voller Schaum und Gischt, mit beachtlicher Geschwindigkeit nach Osten. In dem Augenblick, da das Schiff zu schnell wurde, würde es die rasende Strömung der gigantischen Brandungswelle nach vorn und nach hinten reißen und es im tödlichen Strudel zermalmen. Jemand schrie neben ihm:

„Wenn wir zu langsam werden, fallen wir zu stark ab und verlieren die Welle.“

Und wenn sie zu schnell wurden, starben sie. Nicht ganz so gefährlich war es, wenn das Schiff aus dem geraden Kurs

auswich, der immer senkrecht zu der Linie der Tsunami, der Flutwelle verlief. Eine rasende Fahrt begann.

Sigillari stand wie ein Zyklop an Deck. Seine Stiefel steckten in Schlaufen aus dicken Tauen, die aus dem Deck herauswuchsen. Er war so angeschnallt, daß alle Seile reißen konnten.

Selbst zwei Ruder konnten brechen, die Untersetzungen konnten zerfetzt werden, und er würde, umtost vom Wasser, von aufgeregten Fischen, die in die Luft sprangen oder geschleudert worden waren, weitersteuern können.

Er sah aus wie ein wütender Dämon, der rittlings auf der Windsbraut saß.

Wenn sich in zwei Stunden die Welle an den Felsen der Stadt brach, würden sie mehr als dreizehn Tage Zeit eingespart haben.

Zeit... für Maras Lombardi.

Er stand da, warf einen Blick hinaus auf dieses nasse Inferno und hoffte, daß sein Glück auch weiterhin anhalten würde. Daß er einmal in seinem Leben auf einer Tsunami reiten und sich über einen Wasserstreifen mit der Geschwindigkeit eines fahrenden Gleiters bewegen würde, hätte er sich nicht träumen lassen. Aber das galt auch für viele andere Dinge.

Von AI Cur-Sura bis zur Stadt waren es dann nur noch vier Tage. Sie würden reiten, wenn sie das Papier schmuggelten, hatte Sigillari erklärt. Sie, das waren Corsalis Daph und seine Männer.

Noch vier Tage und einige Stunden ...

Wenn das Schiff nicht zerschellte!

9.

Die rasende Fahrt näherte sich ihrem Ende, als die messerscharfen Klippen vor AI Cur-Sura aus der Dunkelheit auftauchten. Der Himmel war wolkenlos, der Mond hing über den Riffen, und das beginnende Minimum von Arzachena warf schwaches Licht über alles. Der Tsunamireiter war während der letzten Stunden leicht nach Backbord abgefallen; winzige Ausschläge des Steuerruders hatten die Abdrift bewirkt. Jetzt, als sich zwei oder drei Kilometer nördlich des Schiffes die

rollende Brandungswelle in zehn Metern Höhe an den Klippen vor AI Cur brach, erschallten wieder Kommandos.

„Bereit für die Segel!“ „Ansnallen und festhalten!“ „Backbordmanöver steht bevor!“ „Verstanden!“

Das System von Winschen und Hebeln, Seiltrommeln und Untersetzungen bewegte sich langsam. Die Männer waren hervorragend aufeinander abgestimmt. Dicht vor dem Eingang einer kleinen Bucht, an deren fernem Ende einige Lichter zu erkennen waren, fuhren auf der Steuerbordseite des Gleiters elf Ruder heraus. Wieder erschollen Zurufe. Dann herrschte Stille.

Schließlich, als sich die Riemen tief ins Wasser bohrten, riß Sigillari das Ruder herum. Das Schiff, bisher auf dem Kamm der rollenden Welle, besaß genügend eigene Energie, um damit eine gewisse Strecke weiter -zugleiten. Es legte sich gefährlich schräg, wendete sozusagen auf dem Kamm und kämpfte dann gegen die Strömung und gegen das Zerren des Wassers an. Ruder wurden herausgezogen und auf der gegenüberliegenden Seite des Schiffes eingesetzt. Zwei Männer zogen die Segel auf. „Ruder einziehen!“

Inzwischen hatte die Wasserwelle den Hafeneingang erreicht. Mit furchtbarem Getöse prallte sie gegen die Felsen und schien sie ins Wanken bringen zu wollen. Eine Wand aus Gischt entstand und fiel langsam wieder zusammen. Der Rest der Randwoge raste weiter nach Osten, die Wassermassen drängten sich in die Bucht hinein und richteten ein furchtbares Hochwasser an. Aber in den vielen Jahrhunderten, in denen immer wieder solche Riesenwellen die Bucht verwüsteten, hatten die Leute gelernt, ihre Häuser hoch genug über der Gefahrenlinie zu bauen. So riß das Wasser nur Treppen und ein paar Fischerboote auseinander und flutete dann wieder langsam zurück.

Wieder vollführte der Gleiter eine Wende, setzte die Segel, die sich alsbald füllten, und rauschte in majestätischer Fahrt in den natürlichen Hafen AI Cur-Suras hinein. Die Männer schnallten sich los und befreiten auch Lombardi von seinen Schnüren.

„Wir sind da. Und dein Weg wird sehr schnell sein in den nächsten Tagen!“ sagte Sigillari und entzündete eine Fackel. Er gab eine Reihe von Signalen, dann wurde auch weit oben vor den Häusern auf den Klippen ein Feuer geschwenkt. Das Schiff legte in einer Bucht an, die von Trümmern und losgerissenen Pflanzen voll war. Die Männer warteten und tranken diesmal auf den guten Ausgang der Fahrt.

„In vier Tagen seid Ihr in der Stadt!“ sagte Sigillari und goß Maras das dritte Glas voll.

„Wieder segeln? Aber der Weg führt doch über Land!“ sagte Lombardi erstaunt. Er hatte etwas zuviel getrunken und nahm die Zeit sehr leicht. Zu leicht, dachte er zwischen zwei Gläsern.

„Nein. Sie werden reiten. Sehr schnell, und nicht auf den Ormeln.“

„Nicht auf Ormeln?“ erkundigte sich Lombardi verblüfft. Die Tiere sahen aus wie eine Mischung zwischen Yak und Pferd, mit den Attributen einiger anderer Tiere, die man von Terra und anderen Welten kannte.

„Nein. Warte und sieh!“ sagte Sigillari.

Seine Männer wuchteten die Ballen der Papyrusblätter aus dem Lagerraum, stapelten sie sorgfältig auf einen Steg, den sie vorher gereinigt und vom Wasser befreit hatten, und warteten wieder. Sie alle waren glänzender Laune und belegten mit großer Sorgfalt die Haltetaue des Gleiters. Sie würden, sagte Sigillari, den Tag über hier schlafen und erst wieder nach Anbruch der Nacht mit dem umschlagenden Wind zurücksegeln in eines ihrer vielen Verstecke.

Auch sie gehörten offensichtlich zu einer Bruderschaft, die ähnliche Ziele wie die Schamanen hatte. Jedenfalls waren es Gegner der Prächtigen Stadt.

Maras vermutete, daß es sich um ein Gebäude handelte, in dem die von Dener Ashmole als „Fremde“ bezeichneten Eindringlinge hausten.

Schließlich, im ersten Ungewissen Morgengrauen, hörten sie ein Gepolter. Sie versammelten sich an Deck und blickten hinauf.

„Das überrascht mich, nach allem, was ich erlebt habe!“ stöhnte Lombardi auf.

Sigillari lachte dröhnend und schlug ihm auf die Schulter.

„Ich sagte dir, daß es keine Ormel sind!“ rief er.

Über die lange, im unteren Teil mit Schwemmgut übersäte Steintreppe kam ein Koumura Roba von dunkelblauer oder schwarzer Farbe. Er bewegte sich auf seinen sechzehn langen, muskulösen Beinen vorsichtig, von einem Reiter geführt, die Stufen hinunter und schob dabei das Gestrüpp und die zerbrochenen Baumstämme zur Seite. Maras fühlte ein wohlbekanntes Kribbeln entlang der Wirbelsäule, ein Zeichen der Ahnung kommender Gefahren.

„Ein Koumura Roba!“ sagte er fassungslos und lehnte sich gegen den Mast. Ebenso fassungslos sah er zu, wie das Tier auf dem kleinen Vorplatz sich drehte und geduldig stehenblieb, als der Reiter einen langen Lederzügel an einem Eisenring befestigte. Maras blickte genauer hin; der Zügel verlief durch die Löcher, die nachwachsende Zähne des Unterkiefers in die schmale Zunge gebohrt hatten. Das größte und schrecklichste Tier des Planeten- als Packtier!

Die Gleiterbesatzung half mit, die Packen zu verstauen. Sie wurden in einen riesigen, zwischen den Hornplatten festgeschnallten Korb hineingeschoben. Die Tragegurte waren

an metallenen Krampen befestigt, die in den Hornplatten verankert und gegengeschraubt waren.

Dann rief Sigillari laut:

„Mann von AI Cur-Sura! Hier ist ein Gast, der schnell zu den Schamanen muß. Er ist Freund von Khodaina, Aparol und Kapitän Rackhel.

Und er hat mich im fairen Kampf besiegt. Nimm ihn mit und schütze sein Leben mit deinem Leben!“

Der Reiter hielt in halber Höhe der Strickleiter an, blickte über den breiten Sattel hinweg und rief: „Gut! Tragt ihn herauf!“

Maras schüttelte die Hände der Männer. Sigillari umarmte ihn und sagte leise: „Alles Glück für dich, Wanderer!“ „Danke!“

Dann ging Lombardi über die schwankende Planke auf den Tiergiganten zu. Die Haut war also doch blau, schoß es ihm durch den Sinn, als er mitten auf dem Steg schwankte und sich gerade noch an der Strickleiter festhalten konnte. Das Tier drehte langsam den Kopf und sah ihn mit einem der riesigen Augen an, dann griff die Hand des Reiters nach ihm und zog ihn in den Sattel. Er war wie ein tiefer Gleitersitz geformt, aus Rohr geflochten, und breite Bänder hielten ihn an den eisernen Bügeln fest.

„Du bist noch nie auf einem Koumura geritten?“ fragte der Reiter und zog am Zügel, gleichzeitig schnalzte er mit den Fingern direkt in der runden Ohrmuschel des Tieres.

„Nein. Bis heute wußte ich nicht einmal, daß man diese Tiere zähmen kann.“

Der Koumura setzte sich leichtfüßig in Bewegung. Er glitt die lange, steile Treppe hinauf, ohne daß sein Rücken sich besonders weit hob oder senkte. Auch die seitlichen Schwankungen hielten sich in Grenzen.

Der Aufstieg endete auf einem kleinen Marktplatz zwischen spitzgiebeligen Häusern, die halb aus dem Felsen geschlagen, halb aus den dabei anfallenden Bruchsteinen bestanden. Dort warteten bereits sechs gesattelte Koumura Roba, daneben unterhielten sich die Reiter. Einer von ihnen sah Maras Lombardi, ging auf das Tier zu und winkte Maras, herunterzusteigen

„Es ist ein Freund Sigillaris!“ sagte der Reiter und kletterte nach Maras über die Strickleiter herunter. „Wir sollen ihn schnell und sicher zur Stadt der Schamanen bringen, nach Inaovanrhat Dherra.“

Der Häuptling ergriff Lombardis Hand und sagte:

„Das sind meine tapferen Männer. Sieh ihre Waffen, sieh den Mut, der aus ihren Augen blitzt!“

Höflich erwiderte Maras:

„Sie sind überaus kühn, und die Gegner fürchten die Wut ihrer Antlitze. Dann bist du Corsalis Daph?“

„Abermals wahr geredet, Fremder. Willst du noch den Schamanen sprechen? Ich denke, er schläft schon. Wir bringen das Papier in vier schnellen Tagesmärschen in die Stadt der Kugel!“

„Dort ist mein Ziel!“ erwiderte Maras. „Ich habe schlecht oder gar nicht geschlafen, und es wäre mir lieb, wenn ihr gleich starten würdet!“

Der Häuptling nickte beifällig; trotz seiner Ahnungslosigkeit hatte Maras die richtigen Worte gefunden.

„Dort hinauf! Du bist Ehrengast. Du reitest mit mir! Ich bin der wildeste Reiter des Stammes!“ sagte Corsalis Daph.

Der Häuptling gab, sobald die Papierballen verstaut und gesichert waren, ein Zeichen. Je zwei Reiter stiegen in die Sitze der Sättel.

Sie saßen nebeneinander und schnallten sich mit breiten Gurten an, die schräg über die Brust verliefen. Maras ahmte alles nach, was er von Corsalis Daph sah, einem Mann, der aus einer alten Sage entsprungen zu sein schien.

„Ho! Los!“ schrie der Häuptling und riß heftig am Zügel.

Der Koumura Roba hob den Kopf, klapperte mit den Hornplatten und setzte sich langsam in Bewegung. Er kletterte zunächst eine doppelt geschwungene Wendeltreppe hinauf, verschwand zwischen zwei Felsen, und als Maras einen letzten Blick über die Schulter warf, sah er auch, warum diese Siedlung einen so poetischen Namen trug. Der Mond, der gerade hinter dem Horizont verschwand, mußte kurz vor seinem Untergang genau zwischen den beiden hochragenden Felsen des Buchteinganges schweben. Es ergab sich somit die scheinbare Silhouette einer Kugel in einem Zylinder, denn die Felswände waren, von hier aus gesehen, vollkommen gerade.

„Ho!“

Die Felsen wichen zurück, eine Ebene erstreckte sich weit vor den Blicken der Reiter. Abermals riß Daph an den Zügeln. Das Tier wurde schneller und bewältigte Hindernisse, die kleiner als fünf Meter waren, ohne jede sichtbare und fühlbare Reaktion. Es sah so aus, als kröche ein Wurm oder ein schlanker Tausendfüßler in rasender Eile über einen leicht unebenen Boden.

Lombardi lehnte sich zurück, begann nachzudenken und schlief ein. Eine Stunde später war er wieder wach, und die Wirkung des Alkohols war vorbei.

Zunächst sah er rund um sich und die anderen Koumura Roba, die in einer langgezogenen Reihe in der Spur des Häuptlingsreittiers dahinrannten, das typische Gelände einer versteppenden, kränkelnden Landschaft. Als zweites Zeichen entdeckte er die vielen kleinen Herden der Hoorr, die nur

deshalb flohen, weil sie fürchteten, von den Echsenfüßen der Raubtiere zertrampelt zu werden. Nicht einmal tauchten Geier auf, Aasvögel, nicht einmal sah man einen Ducrot. Zum Teil war die Ebene bereits versandet, zum anderen Teil bildeten sich aus zusammengebrochenen Wäldern Zonen niedriger Kümmerpflanzen, und die gesamte Landschaft trug unauslöschlich den Stempel des Verfalls.

„Jagt ihr die Hoorr?“ erkundigte sich Lombardi. Der Mann neben ihm wandte ihm unter einem leuchtenden Kupferhelm ein verächtliches Gesicht zu.

„Wenn wir jagen, dann nur das königliche Tier, den Roba. Oder höchstens noch die Ducrot, wegen des Felles und des Geldes.“

„Warum jagt ihr die Hoorr nicht?“

„Weil sie nicht einmal einen Pfeilschuss wert sind!“ war die erstaunte Antwort. „Fängt ein Adler Ameisen?“

„Und verkümmern bei euch auch die Bäume, besonders die nahrhaften Palmen?“

„In rasender Eile. Bald wird es ganz neue Wälder geben.“

Die Antworten, die auch dieser Häuptling gab, waren in Wirklichkeit Formeln des Sterbens. Langsam verfiel alles. Langsam kränkelten die Menschen. Dieser Umstand war von Stadt zu Stadt, von Stamm zu Stamm verschieden weit fortgeschritten. Es mochte vereinzelte Gebiete geben, in denen das Gleichgewicht der Natur noch gewahrt blieb, aber Maras hatte die Gegend, die sie in den nächsten drei Tagen durchreiten würden, vom Foto noch sehr genau in Erinnerung. Auf dem Weltraumbild sah sie ganz anders aus - grüner, lebhafter, nicht versteppt. Die kleinen Seen, die es hier gegeben hatte, waren fast alle verschwunden. Es würde Jahrhunderte dauern, bis der alte Zustand wieder annähernd erreicht war.

„Bald wird es keine Menschen mehr geben, die jagen können!“ gab Maras zu bedenken. „Wie zählt ihr die Koumura?“

Die Tiere waren ein bizarres Stück Fauna dieses Planeten. Je nach der Zone, in der sie lebten, waren sie unterschiedlich gefärbt. Grün oder blau, intensiv rot oder schwarz. Die Tiere mit den stechenden Farben, die zugleich Schock- und Warnfarben darstellten, nannte man Roba, die etwas kleineren Exemplare, die in hellen Farben glänzten, wurden Takor genannt.

„Gar nicht.“

Maras berichtete sein Erlebnis mit dem Roba am Rand des Flusses. Der Häuptling lachte herzlich und rief:

„Wir stehlen den brütenden Roba einfach die Eier, lassen sie durch ein altes, halb lahmes Weibchen ausbrüten und ziehen die kleinen Koumura groß. Sie gehorchen uns aufs Wort.“

„So ist das also!“ sagte Maras.

„Aber einen Nachteil haben die ausgebrüteten Tiere!“ stellte der Häuptling fest. Er war ein kleiner, gedrungener Mann mit breiten Schultern und starken Hüften. Auf der rechten Wange prunkte, in drei Farben tätowiert, das Zeichen seines Stammes, die Silhouette des Koumura. Ein grobknöchiges Gesicht, aus dem Mut und Entschlossenheit und eine Wildheit sprachen, die jäh ausbrechen konnte. Dunkle Augen, ein dunkler Oberlippenbart, kurze und starke Finger ... das waren weitere Kennzeichen des Stammeshäuptlings. Maras hatte erfahren, daß die Leute von Al Cur-Sura seit Jahrhunderten immer zehntausend Köpfe gezählt hatten.

„Welchen Nachteil?“

„Sie sind nicht in der Wildnis aufgewachsen. Haben niemals kämpfen müssen. Sie werden scheu, wenn sie ein Ormel sehen.“

„Das“, gab Maras zu, „schränkt ihre Brauchbarkeit ein.“

Zweifellos waren Corsalis Daph und seine Leute den Mangelkrankungen nicht oder in verschwindend geringem Maß unterworfen. So wie auch er, Lombardi, dessen Organismus abwechslungsreicher versorgt wurde und nicht von den Palmgewächsen und den mannigfachen Gerichten abhängig war. Aber eine weitere Frage schuf Klarheit.

„Habt ihr in den letzten Jahren viele Kranke in deinem Stamm gehabt?“

„Nur einige“, sagte Corsalis. „Einige töteten viele andere und zündeten ihre Hütten an, ehe sie starben. Das betrifft eine kleine Gruppe von uns, die in den Wäldern lebt. Warum fragst du?“

Maras entgegnete düster und niedergeschlagen: „Weil der Tod seine Finger auch schon nach deinem Stamm ausstreckt, Häuptling der Ai Cur-Sura!“

Daph schüttelte aufgebracht den Kopf, lenkte den Koumura eine kleine Anhöhe hinauf und antwortete:

„Sie werden nicht sterben, solange ich ihr Häuptling bin und alle Not von ihnen abwenden kann! Ich tue, was der Schamane mir rät. Er hat mir noch nie einen falschen Rat gegeben.“

Wieder der Schamane! Wieder die falschen Antworten. Maras tastete nach der Bandspule. Hinter ihnen rückten die anderen Tiere auf und bildeten auf der Spitze des Hügels einen breiten, dicken Wall. Die langen Echsenschwänze der Tiere schlugen aufgeregt den Boden.

Der Häuptling sah nach dem Stand der Sonne.

„In einer Stunde müssen wir ein paar Hoorr zusammentreiben. Die Tiere werden hungrig!“

Wieder eine neue Information, dachte Maras erleichtert. Auch die Koumura fressen Hoorr!

Maras richtete sich im Sattel auf und sah sich um.

Unter dem Hügel breitete sich eine Landschaft aus, die, mit unwissenden Augen betrachtet, zweifellos reizvoll war. Sie hatten in den letzten rund sieben Stunden etwa zweihundertfünfzig Kilometer zurückgelegt. Weitere zweihundertfünfzig würden sie bis zum Abend geschafft haben. Blieben noch zusätzliche vier-zehnhundert Kilometer bis zur Stadt der Schamanen.

„Ihr habt diese Strecke schon mehrmals hinter euch gebracht?“ fragte Maras.

„Ja. Wann immer die Tsunamireiter oder hin und wieder auch ein Küstensegler uns etwas für die Schamanen bringen, machen wir die Reise.“

„Was erhaltet ihr dafür?“

„Wir brauchen überhaupt keine Unterhalts-Abgaben an Dherra abzuführen“, erklärte Corsalis. „Wir zahlen in Ritten und in Transporttagen!“

„Ich verstehe.“

„Weiter!“ sagte Corsalis und riß am Zügel. Das Tier setzte sich wieder in Bewegung und glitt den Hang abwärts.

Maras betrachtete die Landschaft mit anderen Augen. Er sah die untrüglichen Zeichen. Überall welkten die Palmen, war der Boden nicht grün von den ausgebreiteten weichen Wedeln der Jungpflanzen, schimmerten die von Nagezähnen geschälten Stämme der jungen Bäume durch das Gehölz. Unnütze, genügsame Pflanzen rückten vor und wucherten wild. Sie erzeugten lediglich neuen Sauerstoff, sonst waren sie zu nichts gut. Ihre senkrechten Pfahlwurzeln banden kein Erdreich. Der nächste Sturm hier in der Äquatorgegend würde jedesmal mehr Erdreich wegwehen und ins Meer werfen, bis auch hier der blanke Felsboden zutage treten würde.

Und schließlich würden hier Zustände herrschen wie im Hospital von Khodaina.

Ein wahnwitziger Gedanke zuckte abermals durch sein Hirn.

Wenn einmal ein Kriegerstamm wie der von Al Cur-Sura in das letzte Stadium der Krankheit trat, dann würden regelrechte Kriegszüge entbrennen. Wenn sich Männer wie Corsalis auf ihre Mitmenschen stürzten, dann konnte nur ein gigantisches Gemetzel die Folge sein.

Die Zeit drängte - es war eigentlich schon zu spät! Er zuckte die Achseln. Er würde auch weiterhin tun, was er konnte. Im Augenblick war er wieder einmal sicher, aber das konnte sich jede Sekunde ändern. Er versuchte, wieder einzuschlafen, aber die Hitze und die Strahlen der fast genau in seinem Scheitel stehenden Sonne ließen ihn nur in einen Dämmerzustand versinken, der ihm wüste Alpträume vorgaukelte ...

Gegen Abend des vorletzten Tages rasteten sie nahe einem kleinen, halb versumpften See, zwischen den Schilfhütten eines Stammes und einigen Bastkanus. Alles war unglaublich verkommen; ein paar Tote lagen in den Hütten.

Zuerst versorgten die Krieger ihre Tiere, warfen ihnen die mit Pfeilschüssen erlegten Hoorr vor, dann gingen sie ins Dorf. Sie hielten brennende Fackeln in den Händen.

Dort brannte ein einzelnes Feuer. Der Tod war in dieses Dorf gekommen...

10.

T' a H'nemannen-jekred-T'roret lag tief in einem Palmenhain. Die Hütten bestanden aus Sandziegeln, die man mit Tierkot, Lehm, Haaren und der klebrigen Masse, die eine gewisse Ameisenart in den unterirdischen Gängen speicherte, gemischt hatte und in der Sonne trocknen ließ. Die Atmosphäre, die in diesem Ort herrschte, war die einer Gruft.

„Was bedeutet dieser lange Name?“ fragte Lombardi leise, als sie auf das Feuer zingingen, die Waffen in den Händen, die Helmränder tief in den Stirnen.

„Der Ort, der keinen Namen hat“, sagte Corsalis Daph. „Sie sind so arm, daß sie nicht einmal einen Schamanen ernähren können. Deshalb kommen hier immer die reisenden Schamanen vorbei und helfen.“

„Aber sie haben die schönsten Mädchen!“ sagte einer der Reiter.

Der Geruch geronnenen Blutes lag über den Hütten. Langsam näherte sich die Sonne dem Horizont. Im Spiel von Licht und Schatten sah man überall kleine, runde Abdrücke im Sandboden und hier und da einen großen Blutfleck.

„Ausgestorben!“ murmelte Daph.

Sie betraten die erste Hütte. Dort lag, von einem Speer an den Boden genagelt, ein alter Mann. Ein kleines Kind, kaum älter als zehn Jahre, kauerte auf den Fersen neben der Leiche und weinte vor sich hin.

„Keine Angst. Wir sind die Al Cur-Sura!“ sagte der Häuptling weich.

Das Kind starrte in das Licht der erhobenen Fackel. Dann stand es langsam auf und kam auf den Häuptling zu, der den Kopf des Kleinen an sich zog.

„Sie kamen gegen Mittag!“ sagte der Junge.

„Wer?“ fragte Lombardi und sicherte seinen Strahler wieder.

„Die schnellen Reiter der Fremden!“ sagte der Junge. „Sie umstellten das Dorf, ritten dann herein und raubten alle jungen Mädchen. Wer sich wehrte, wurde niedergemacht wie mein Großvater.“

„Sie sind alle verflucht!“ sagte Corsalis. „Eines Tages wird man ihren Bau erstürmen und zerstören!“

Maras erfuhr, während sie von Hütte zu Hütte gingen und nur Alte, Verwundete und Kinder fanden, was es mit diesem Stamm für eine seltsame Bewandnis hatte.

Seit Urzeiten wurden hier bei den T'a H'nemannen weitaus mehr Mädchen als Knaben geboren.

Daher herrschte schon immer ein Männermangel, und die Mädchen wanderten in alle Richtungen, um einen Mann zu bekommen. Aus vielen Richtungen kamen auch die jungen Männer, brachten Geschenke und zahlten teure Preise für die Mädchen.

Und heute waren die Reiter gekommen, hatten vierzehn Mädchen geraubt und waren davongesprengt.

Maras und Daph wechselten einen langen Blick.

„Was tun wir, Häuptling?“ fragte Lombardi leise und senkte die Fackel.

„Das, was die Pflicht eines Mannes ist. Wir begraben die Toten, helfen den Verwundeten und bringen die Kinder zu unserem Stamm. Es sind nur zehn, und sie passen auf einen Koumura.“

„Einverstanden!“

„Und vielleicht treffen wir morgen auf die Reiter!“ schwor einer der Krieger. „Dann machen wir sie alle nieder. Die Stadt werden wir aber nicht erobern können, dazu sind wir zu wenige!“

Kopfschüttelnd verfolgte Lombardi diese Unterhaltung mit. Er hatte mehrere Warnungen erhalten, kannte viele Geschichten, aber er wußte nichts Genaues. Saßen die Fremden in der Stadt? Wie groß war sie? War sie inzwischen zu einer Macht herangereift? Und wollte man sie tatsächlich überfallen und schleifen? Warum vereinigten sich dann nicht einige Stämme? Lauter Fragen, auf die er keine Antworten besaß. Er würde sie bekommen; dafür sorgte er selbst in den nächsten

drei Tagen. Maras holte Werkzeug und machte sich zum zweiten Mal daran, ein Grab auszuheben. Sie arbeiteten bis spät in die Nacht zusammen, dann waren die Überlebenden versorgt und die Toten begraben.

Ein Reiter auf dem stärksten Koumura Roba raste den Weg zurück, um die Kinder in die Sicherheit eines anderen Stammes zu bringen. Die Erwachsenen wollten folgen, sobald die Verwundeten in der Lage dazu waren.

*

„So“, sagte Corsalis im Morgengrauen. „Wenigstens sind die Tiere ausgeruht, wenn auch wir etwas unausgeschlafen aussehen.“

„Die Koumura finden den Weg von selbst!“ sagte einer der Krieger.

Sie aßen flüchtig, wuschen sich ein wenig, warfen den Tieren die letzten Hoorr vor und kletterten dann in die Sitze.

Der rasende Ritt begann aufs neue.

Am frühen Nachmittag preschte einer der Reiter nach vorn und blieb auf gleicher Höhe mit Corsalis, der im Sitz etwas döste. Sie ritten durch ein Gebiet, in dem niedrige, stark verwitterte Felsenrücken mit flachen Tälern abwechselten, die stark bewachsen und gut bewässert waren. Der Charakter der Gegend kündigte aber bereits die ferne Wüste mit ihren weißen Gebirgen an. Der Reiter hielt sein krummes Schwert in der Faust und rief:

„Hei Daph!“

Corsalis schob den glühendheißen Helm in den Nacken und drehte den Kopf.

„Ja? Was gibt es?“

„Die Tiere! Und dort vorn, ein Funkeln!“

Corsalis hielt sich an einem Horndreieck fest, hob sich aus den Gurten und spähte unter waagrecht gehaltener Hand nach vorn. Die Reaktion der Tiere hatte schon Maras stutzig gemacht.

„Tatsächlich. Das sind vielleicht die verbrecherischen Reiter, diese Mörder und Schänder!“ grollte Daph.

Die Tiere verhielten sich äußerst merkwürdig.

Sie schienen vorwiegend in ihren Reaktionen von Flucht und Angriff optisch orientiert zu sein. Immer dann, wenn sie das Funkeln sehen konnten, und zwar von Tier zu Tier verschieden, wurden sie unruhig und stemmten sich gegen den Zügel, ohne aber ihren rasenden Lauf auf sechzehn Beinen zu verlangsamen. Wenn das Glitzern am nahen Horizont verschwand, wurden sie wieder ruhig und fügsam. Aber sie hielten die Spur ein, die der erste Koumura Roba zog, und das Tier des Häuptlings machte tatsächlich einen ungewöhnlich klugen Eindruck, zog man sein Verhalten in Betracht.

Der Häuptling rief mit einer Stimme, die plötzlich scharf und unnachgiebig klang:

„Wenn es nicht die Reiter der Fremden sind, dann sind es harmlose Reiter wie wir. Das Blinken dort vorn, Männer ...“, er stand im Sattel auf, kletterte auf den Sitz und zog sein Schwert und schwenkte es über dem Kopf, „... das Blinken ist unser Ziel.“

Werdet schneller, meine Tapferen! Reitet wie der wilde Meeressturm!“

„Wir werden sie umzingeln!“ dröhnte der Chor. Ein Koumura brüllte. Es klang wie Donnerrollen.

Für Maras Lombardi begann eine halsbrecherische Jagd; für die Männer mochte sie eine gewohnte Angelegenheit sein.

Fünf dunkelblaue Panzerechsen, mit schweren Hornplatten und schimmernden Knochenschilden bewehrt, mit einem Hörn

von der Länge eines Männerbeines zwischen den Augen, bildeten einige Augenblicke lang eine eng nebeneinander rennende Formation. Dann turnten die Nebenmänner der Lenker aus den Sitzen, zogen sichelförmige Waffen aus den Jagdtaschen und schraubten sie in eine Tülle ein. Sie nahmen die Tülle, holten einen Hammer aus dem Gepäck und turnten im rasenden Lauf der Tiere über den Nacken, über den Kopf, zwischen den Augen hindurch und setzten sich rittlings auf den Knochen-Horn-Rammsporn. Sie hangelten sich daran entlang, steckten die Tülle auf die Hornspitze und keilten sie mit einigen wuchtigen Hammerschlägen fest. Maras schüttelte den Kopf, sein Mund stand offen, und in diesen Sekunden mußte er einen erschreckend dummen Eindruck gemacht haben, denn Coralis lachte kurz.

„Wir sind keine Kinder!“ sagte er. „Wir kämpfen, wenn wir angreifen!“

Die Nebenmänner legten ihre Waffen zurecht. Es war ein regelrechtes Sortiment, das sie aus den Jagdtaschen holten. Während dieser Vorbereitungen zogen sich die fünf Tiere zu einer weiten Linie auseinander und stoben mit etwa dreißig Metern seitlichem Abstand nebeneinander auf das Glitzern und Funkeln zu.

Es kam vermutlich von Waffen oder Rüstungen der Ormelreiter.

„Schneller!“ gellte Corsalis' Schrei. Die fünf Giganten rannten jetzt in ein Feld aus Gräsern hinein, dessen Größe kaum abzuschätzen war.

Die Ränder des Waldes und der Hügel wichen zurück und gaben den Blick frei auf die Grasebene. Die stampfenden Beine der Koumura Roba walzten breite Gassen in die Gräser. Augenscheinlich wuchsen aus dem Gras kleine, runde Büsche heraus. „Noch schneller!“

Durch scharfe Schreie und kurze Rucke an den Zügeln feuerten die Männer ihre Reittiere an. Die langen, in scharfe Knochenspitzen auslaufenden EidechSENSchwänze der Riesen gingen wie Masten steil in die Höhe. Die Echsen hoben den Hals, und die beuteiförmigen Drüsen an beiden Seiten der Kehle schwellen in der Erregung an und sonderten ein ekelerregend riechendes Sekret ab. Einer der Koumura stieß einen donnernden Kampfschrei aus, der einen Vogelschwarm aufscheuchte und ein paar Geier von ihrer Beute vertrieb. Die Geschwindigkeit der Tiere schien sich mit derjenigen des Tsunamireiters messen zu wollen.

Keines von ihnen war schneller, keines langsamer. So preschten sie in einer breiten Linie dahin. Schilde wurden ausgepackt und an den Armen befestigt. Man wickelte die Schnüre der Kugelschleudern aus. Eine Stunde verging.

„Die Tiere sind ausdauernder als alles, was ich kenne!“ rief Maras und hielt seine Waffe in der Hand. Die Linie des Horizonts, aus Milliarden von Grasspitzen gebildet, tanzte vor seinen Augen auf und ab.

„Sie können bis zum Abend rennen“, brüllte Corsalis zurück. „Aber dann würden sie einen ganzen Tag oder länger Pause machen müssen. Und viel fressen! Sie sind ungeheuerlich schnell.“

„Wahr gesprochen!“ murmelte Maras.

Er sah einen breiten Streifen vor sich. Er bestand wohl aus der Linie zwischen Himmel und Ebene, die in seinen Augen verschwamm. Fast in der Mitte dieses Streifens hatte sich das Blinken verstärkt; nun waren es wohl mehrere Schilde oder Rüstungen.

„In guter Zeit werden wir sie eingeholt haben!“ schrie der Häuptling.

Während er die Zügel mit den Zähnen hielt, packte er seine Waffen aus.

Er zog breite, federnde Metallringe über die Unterarme und wechselte die Reithandschuhe gegen solche mit aufgenähten Eisenschuppen aus. Er klinkte einen Schild an den Sattelrand, rüttelte an den kurzen Wurfspeeren, schob das lange Schwert in einen dafür ausgeprägten Schlitz in einem Knochenbuckel und band den Helm fester. Maras half ihm.

„Und dann?“ schrie Lombardi und überlegte, welche Schaltung er für seine Waffe wählen sollte.

„Dann überrollen wir sie.“

„Wenn nicht die Koumura scheuen!“ sagte sich Maras.

Er hielt sich fest, stellte die Waffe auf Punktfeuer; und auf kleine Entladungsblitze ein. Ein Brand dieser ungeheuren Grasfläche würde sie alle töten und die Versteppung des Planeten in erschreckendem Maß fördern.

Das Blinken wurde deutlicher und greller.

„Sie sind es, die Schurken!“ schrie von rechts ein Reiter.

Ein Begleiter brüllte aus der anderen Richtung:

„Wir haben sie gleich eingeholt. Angriff, Corsalis? Sollen wir angreifen?“

„Wenn es die Leute aus der Prächtigen Stadt sind, dann greift an! Aber bringt euch nicht um!“ schrie der Häuptling.

Maras schloß die Augen und blinzelte. Ein Fuß begann unerträglich zu jucken. Was war los mit ihm? Er versuchte, das Bild vor ihm festzuhalten, das immer wieder auswich und verschwommen wurde. Hatten seine Augen unter der grellen Hitze gelitten?

Er hob die Waffe und zielte sorgfältig.

Dann feuerte er.

Zwischen den etwa zwanzig Reitern dort vorn detonierte eine Feuerkugel in der Luft.

Sie saßen in den prächtigen, hochlehnigen Sätteln, hatten die Füße mit den Stiefeln aus Ducrotleder in den schweren, mit Rammspornen versehenen Steigbügeln und waren mit Lanzen und Schildern bewaffnet. Hinter einigen der Reiter saßen auf den bloßen Rücken der Ormel die geraubten Mädchen. Man hatte ihre Hände vor den Reitern am Sattelknauf festgebunden, die Füße unter den Bäuchen der Tiere. Wenn ein Ormel stürzte, brachen sich die Mädchen die Beine.

Die Reiter hatten kühne, scharf geschnittene Gesichter. Die Haut war samtbraun, die Augen waren dunkel. An ihrer Ausrüstung konnte Maras erkennen, daß sie mit den Maschinen eines Raumschiffes zumindest zum großen Teil hergestellt worden war. Sie stellten eine Synthese zwischen der Notwendigkeit, sich aus gewissem Mangel auf das kriegerische Niveau der Stämme der Umgebung zu beschränken, und der fortschrittlichen Technik einer raumfahrenden Gruppe dar.

Die Ormel rannten durcheinander, stiegen hoch, keilten aus und wollten ihre Reiter abwerfen.

Einen Augenblick lang gab es eine Verwirrung. Dann schwenkten die Reiter ihre Ormel herum, senkten die Lanzen und duckten die Köpfe hinter die Schildränder. Sie griffen an!

„Schießt! Rammt sie in Stücke!“ brüllte Corsalis Daph auf.

Es gelang Maras, den ersten Reiter durch einen Schuss in die Mitte des Schildes rückwärts aus dem Sattel zu schleudern. Er flog meterweit durch die Luft und blieb auf dem Rücken liegen, als sei er tot. Das Ormel rannte in panischer Furcht weiter und verendete durch einen Stoß des sichelförmigen Hornschutzes.

Die Männer, die neben den Reitern saßen, hoben ihre kurzen Bögen, legten Pfeile ein und ließen die Sehnen los. Über das Gebrüll der Koumura, das Schreien der Männer und das Kreischen der Ormel hinweg zischten die Pfeile. Sie bohrten

sich mit hässlichen Geräuschen in die Hälse einiger Reiter, in die Stirnen der Reittiere und in die Schilde. Einige Reiter flogen aus den Sätteln.

Maras sah, wie sich ein Sattel löste, den Reiter und das Mädchen dahinter durch die Luft schleuderte und ins Gras warf. Er fasste einen halb unsinnigen Entschluß, aus der Überlegung geboren, die Mädchen zu schützen, so gut er es konnte. Er löste die Metallschnalle des Gurtes, steckte die Waffe ein, nahm sie zögernd wieder heraus und blinzelte.

Dann riß er das Vibromesser aus der Lederscheide, senkte den Kopf und atmete tief ein und aus.

„Ich versuche jetzt, sie von unten her zu bekämpfen!“ schrie er.

Der Häuptling lenkte den Koumura hinter einem Reiter her. In seinem rechten Arm drehte sich der Wurfspeer. Das Mädchen warf einen erschrockenen Blick auf den heranrasenden Koumura, der kurz vor dem Ausbruch stand, denn er vertrug die Nähe der anderen Reittiere nicht.

„Nieder!“ donnerte Corsalis.

Das Mädchen begriff und duckte sich schräg hinter den Oberkörper des Reiters. Der Speer pfiß durch die Luft und spießte den Reiter an das Sattelhorn. Maras warf sich seitlich aus dem Sitz, hielt krampfhaft die Strahlwaffe fest und zielte mit dem Messer auf das Seil, das die Hände des Mädchens zusammenhielt. Er landete halb auf dem sterbenden Mann, schnitt die Fessel durch und rutschte langsam von dem dahinstolpernden Ormel herunter.

Er klammerte sich am Steigbügel fest, lief neben dem Ormel mit, bückte sich und schnitt vorsichtig das dicke Seil durch. Er ließ das Messer fallen und fing das Mädchen auf. Das herrenlose Tier preschte weiter und verlor sich in dem noch nicht niedergetrampelten Gras.

„Los! Lauf weg! Dort hinüber!“

Maras gab dem Mädchen einen Stoß, fand das Messer und richtete sich wieder auf. Vor seinen Augen flimmerte es. Er feuerte einen Schuss genau in den Rachen eines Ormel, das dicht vor ihm gezügelt wurde und vorn hochstieg, während der Reiter mit der Lanze zielte. Der zweite Schuss zerfetzte die Waffe und riß dem Mann den halben Arm weg. Er schrie grässlich auf, aber dann rannte Lombardi schon unter dem fallenden Speerschaft hinweg, tauchte zwischen die Hufe des Tieres und schnitt die Fuß fesseln durch.

„Deine Freundin soll dir helfen!“ brüllte er.

Er wich der Sichelspitze eines Koumura Roba aus, der den Kopf schüttelte und auf die Zunge biß, dem Zügel nicht mehr gehorchte. Selbstmörderisch rammte das Tier, besinnungslos vor Schmerzen und Angst, zwei Reiter, die nebeneinander auf Corsalis losgingen. Der Stachel drang durch die Körper beider Tiere und schleuderte sie halbzerfetzt zu Boden.

„Weg mit dir!“ schrie Maras und feuerte gegen die Knochenplatte ab.

Das Tier änderte seine Richtung. Maras befreite die beiden Mädchen, indem er dem einen Reiter das Vibromesser in die Brust stieß und dem anderen noch im Sprung das Schwert aus der Hand trat. Dann kümmerte er sich um die Fesseln und richtete sich langsam auf.

„Ich werde verrückt! Ich werde blind!“ murmelte er hilflos.

In seinem Kopf tobten Schmerzen. Seine Glieder wurden schwer wie Blei. Er taumelte hin und her, als er wieder etwas sehen konnte, bemerkte er, daß der Kampf noch immer unentschieden hin und her ging. Die Bogenschützen schossen die Reiter aus den Sätteln, ein Koumura, dessen Reiter abgesprungen waren, raste schreiend davon - er würde vielleicht wieder auftauchen, wenn ihn der Hunger peinigte.

Reiter lagen sterbend am Boden. Mädchen kreischten und rannten davon, andere lagen still da. Einige Ormel standen mit hängenden Köpfen neben ihren toten Reitern. Ein Tier schlug im Todeskampf mit allen vier Läufen und schrie wie eine geschundene Katze.

„Es wird...“, sagte Maras leise. Er fühlte, wie ein krampfhaftes Zittern seinen Körper durchlief. Er konnte noch seine Waffe sichern und einstecken, gerade noch die Vibroanlage ausschalten und das Messer zurückstecken, dann knickten seine Knie ein, und er fiel zu Boden.

Dicht neben seinem Kopf bohrte sich ein schlanker Speer in den Boden. Das Ormel setzte mit einem gewaltigen Sprung über ihn hinweg. Er war besinnungslos.

Dunkelheit.

Zwei riesige, wesenlose Lichtkreise, die sich ineinander drehten, miteinander verschmolzen, wieder auseinander strebten und schärfer wurden. Eines der Lichter zog sich in den Schlund der Finsternis zurück und leuchtete dort zitternd in dessen Mitte.

Der andere Lichtkreis blieb. Er war riesig und gelb wie ein Käse. Er rührte sich nicht. Zwischen ihm und dem anderen Licht erschienen weitere Löcher in der Finsternis. Ein Geräusch: ein hämmerndes, stählernes Sirren, schnelle Taktfolgen, unergründliche Rhythmen. In die Nase krochen Gerüche wie Gas - trockene Gräser, frisches Blut, Raubtiergestank und Schweiß. Und ferner Rauch von unsichtbaren Lagerfeuern.

Maras Lombardi bewegte seinen schmerzenden Brustkorb, zwinkerte, und sein Blick wurde klar.

„Ich lebe!“ sagte er.

Er blieb liegen und spannte nacheinander alle Muskeln. Sein Ohr streifte etwas Scharfes, Eiskaltes. Blut floß ... der Schaft

der Lanze schlug gegen seine Schläfe. In der Ferne brüllte tobend ein Koumura.

Maras richtete sich auf.

Er lebte tatsächlich.

Sein Körper war von einer dumpfen Schwäche erfüllt. Aber er sah, konnte riechen und die Grillen hören, konnte mit den Fingern das niedergewalzte Gras spüren, das sich jetzt, in der Kühle des morgendlichen Taufalls, langsam wieder aufrichtete. Er spannte die Oberschenkelmuskeln und schwankte auf die Füße. Von seinem Ohr tropfte Blut auf die Jacke. „Die Spule!“ knurrte er.

Er tastete nach seiner Brust: Alles war da. Die Waffen, die Spule, das Seil, der Gürtel. Sogar die Stiefel.

Er hob eine Hand zum Ohr, um das Blut zu stoppen. Er sah, daß seine Finger zitterten.

Im Licht des gelben Mondes sah er auch, daß seine Hand silbern war. „Nein!“ stöhnte er auf. „Nein!“

Er taumelte, aber ein Rest Vernunft hielt ihn auf den Beinen. Dann holte er tief Luft und wagte es, seine andere Hand anzusehen.

Sie war silbern. Die Farbe glänzte lebendig und funkelnd in den Strahlen des absinkenden Maximums des Veränderlichen Sterns.

Dann glaubte Maras eine Vision zu haben. Er sah vor sich das Gesicht Khodainas, und sie sagte:

„Du wirst zwei Rückfälle haben. Dann aber bist du geheilt.“

Dies war kein Rückfall! Dies war das Zeichen dafür, daß die Wundersalbe aus den Blüten der Daktiliferen nichts genutzt hatte. Maras Lombardi war um eine Hoffnung ärmer. Außerdem stand er, umgeben von menschlichen und tierischen Leichen, in der Grasebene. Irgendwo mochten ein paar überlebende Ormelreiter sein, irgendwo waren sicher auch die

Mädchen, und einige Kilometer im Umkreis rasteten die Koumura mit ihren Reitern, die sein Leben beschützen sollten.

„Ich schaffe es auch allein!“ sagte der silberne Mann, nickte grimmig und machte sich auf den Weg. Er ging nach Norden. Es konnte nicht mehr weit sein, höchstens einhundert Kilometer.

11.

Die Müdigkeit folterte seinen Körper. In seinen Eingeweiden hauste der Hunger, der Durst trocknete seine Lippen, den Mund und die Kehle aus. Er wanderte ununterbrochen durch das Gras, von Mücken umschwärmt, von Fliegen belästigt, von

seinen Gedanken in ein Fegefeuer gestoßen. Vor sich hörte er das Wimmern eines Tieres.

„Ich werde die Stadt der Schamanen erreichen, und Dener würde staunen“, sagte er starrsinnig.

Er wanderte weiter...

Stundenlang. In glühender Hitze und ohne viel Hoffnung, aber mit der Besessenheit eines Fanatikers. Er richtete sich nach der Sonne und nach einem fernen Glanz am Horizont, den er immer dann flüchtig wahrnehmen konnte, wenn der Boden eine kleine Erhöhung aufwies.

Einige Stunden vergingen.

Wieder wieherte oder kreischte vor ihm etwas. Er versuchte sich zu erinnern: hatten nicht die ersten Schreie der Ormel so geklungen, als sein erster Schuss in ihre Formation Unordnung gebracht hatte? Er beschleunigte seine Schritte und lief langsam weiter. Insekten stachen ihn, die Spelzen der Gräser und ein feiner Staub, wie Mehl oder gemahlenes Gestein, drang in die Nasenlöcher und reizte die Augen. Schließlich, nach etwa einer halben Stunde, entdeckte er vor sich im Gras einen Reiter.

„Halt!“ schrie er und tastete nach dem Messer.

„Nein!“ rief eine helle Stimme.

Er zuckte zusammen, wich seitlich aus und merkte nicht, daß er seit Tagen nichts anderes als die zahllosen Regeln und Übungen seiner Ausbildung anwendete, und dies sehr zu seinem Vorteil. Er schlug in beträchtlicher Eile, die seine letzten Kräfte verschlang, einen Halbkreis und tauchte plötzlich neben dem Mädchen auf, das hinter einem toten Reiter am Sattel festgebunden war. Er hob die silberne Hand und sagte mit einer Stimme, die er nicht mehr erkannte:

„Ich werde dir helfen. Warte ...“

Er griff in den Zügel und hielt das Tier an. Dann zog er das Messer und schnitt die Fesseln durch. Er stieß den Reiter aus dem Sattel und untersuchte dann mit zielstrebigem Gier die Satteltaschen. Sie waren voller Nahrungsmittel.

„Mädchen“, sagte er leise und stützte sich schwer auf den Sattel. „Ich bin dein Freund. Ich war einer der Reiter auf den Koumura Roba, und wir haben die Toten deines Dorfes begraben.“

Sie richtete einen Blick aus wunderschönen Augen auf ihn und sagte ohne Betonung:

„Ich habe von deinem Volk noch niemanden gesehen. Du bist silbern wie das Mondlicht.“

Er lachte bitter.

„Und hungrig wie ein Ducrot. Komm, iss mit mir!“

Sie rammten den Speer des toten Reiters in den Boden, wickelten die Zügel um den Schaft. Sie setzten sich ins Gras und aßen und tranken langsam. Maras und das Mädchen erholten sich.

„Du weißt, daß ich geraubt worden bin?“ fragte das Mädchen. Ihr Interesse war neu erwacht.

„Ich weiß alles. Hast du die Koumurareiter vom Stamm der AI Cur-Sura gesehen?“

Sie nickte. „Ja. Das Ormel ging durch, als der Reiter tot war. Sie ritten kreuz und quer, holten meine. Freundinnen zu sich in die Sättel, und sie riefen immer wieder: „Maras, Wanderer! Wo bist du?“

Maras nickte.

„Warum ist dein Gesicht so fleckig?“ fragte das Mädchen.

„Fleckig?“ fragte er, abermals erschrocken. Sie deutete auf seine Hände und nickte.

„Ja. Braune Flecken und silberne Flecken.“

Er starrte sie wie eine Erscheinung an, senkte die Augen und betrachtete seine Handrücken. Tatsächlich! Sie waren fleckig. Der silberne Mann riß mit bebenden Fingern sein Hemd auf und musterte die Haut über dem Magen und der Brust. Sie war nur an einigen Stellen silbern, an allen anderen schimmerte sie so braun, wie er sie in Erinnerung hatte.

„Ja. Fleckig ... du mußt wissen ...“ Er brach ab. „Ich erzähle dir alles, wenn wir reiten. Weißt du, wo wir sind?“

Sie nickte.

„Wo?“

„Dort vorn mußt du einen niedrigen weißen, ganz weißen Gebirgszug sehen. Vor ihm liegt Inaovanrhat Dherra, die Stadt der Schamanen.“

Maras nickte erleichtert:

„Das ist mein Ziel. Los, wir reiten weiter!“

Er half ihr in den Sattel und riß den Speer aus dem Boden. Das Wohlbefinden des Ormel war ihm jetzt, da ihn die von Al Cur-Sura nicht gefunden hatten, völlig gleichgültig. Als er hinter dem Mädchen auf dem weichen Sattel saß und seine Arme um sie legen mußte, weil er sonst die Zügel nicht erreichte, fühlte er sich wohler. Das Tier trabte an und fiel in einen matten, stoßenden Galopp. Tatsächlich sah Maras von seinem erhöhten Platz aus in der Ferne wieder das Leuchten. Es waren die Sonnenstrahlen, die von einem kalkweißen Gebirge reflektiert wurden. Von hier bis an den Fuß des langsam nach Nordosten ansteigenden Massivs waren es mehr als fünfzig Kilometer, also eine Strecke, die sie bis zum Abend schaffen konnten.

„Ich bin Mhaloo!“ sagte das Mädchen. „Erzählst du jetzt deine Geschichte?“

Er nickte. Sie versuchte mühsam, mit dem Willen eines jungen Tieres, sich in der neuen Situation zurechtzufinden. Er

wie sie wußten, daß sie in der Stadt der Schamanen in Sicherheit waren und alles bekommen würden, was sie brauchten. Vor allem war dies Ruhe.

„Es war einmal, Mhaloo“, fing er an, „ein junger Mann. Er war schwach und nicht besonders klug, er träumte viel und besonders von fremden Ländern und fernen Welten, und eines Tages war er auf einem Schiff und erlebte diese Welten.

Er sah viel, und wiederum eines Tages wurde er krank. Die klugen Männer in dem Schiff untersuchten ihn und sagten zu ihm, er habe die *Lepra stellaris* in ihrer exotischen Form.“

„Was ist das, junger Mann?“ fragte sie. Er wußte, daß sie jetzt lächelte. Dieser Umstand machte ihn froh, und er berichtete ihr seine Geschichte.

Als er sie beendet hatte, ritten sie einen kleinen Hang hinunter, sahen ganz deutlich die Berge vor sich und davor abwechslungsreiches Land mit vielen hohen und grünen Palmen.

„Dort werden wir rasten“, sagte er.

Sie nickte und flüsterte:

„Deine Hände sind in der Sonne ganz braun geworden. Du hast gute Hände.“

Er ließ die Zügel los, hob die Hände und sah, daß keine Spur Silber mehr an ihnen war.

„Khodaina!“ flüsterte er. „Du hattest doch recht!“

„Wer ist Khodaina?“ fragte Mhaloo.

„Eine Zauberin!“ sagte Maras, stieg aus dem Sattel und führte das erschöpfte Ormel hinunter an den schmalen Bach.

Maras Lombardi sah das Ziel vor sich. Es wirkte wie eine Fata Morgana, wie eine unwirkliche Stadt. Zuerst erkannten das Mädchen und er nur eine wuchtige Mauer in der Ferne, die in gewissen Abständen von schlanken, minarettähnlichen

Türmchen gekrönt war. Ringsherum standen riesige Palmen, die sich im schwachen Wind des Nachmittags bewegten.

„Das ist Inaovanrhat Dherra, die Stadt des Sprechenden Schreins?“ fragte Mhaloo leise. Sie hatte während des Rittes mehrmals in Lombardis Armen geschlafen.

„Ja. Dorthin wollen wir!“ sagte er kurz.

Der Gebirgszug begann genau an der Stelle, an der sie sich jetzt befanden. Er zielte zunächst als niedriger Hügelrücken mit vereinzelt Felskämmen darin genau nach Norden, schwang dann aber in einer Kurve, sich mehr und mehr aus der sandigen Ebene erhebend, zurück nach Osten und dann wieder kleiner werdend, zweitausend Kilometer weit entfernt, zurück nach Nordwesten. Das wußte Lombardi von den Höhenfotos. Die Stadt der Schamanen war auf den Weltraumbildern nicht zu erkennen gewesen. Und irgendwo in diesem Teil des Planeten mußte auch jene ominöse Stadt der Fremden sein.

Lombardis Aufgabe war exakt definiert worden:

Er mußte mit dem Prior reden, unbemerkt das Band auswechseln, und dann erst konnte er versuchen, sich mit den Fremden in Verbindung zu setzen. Genau das beabsichtigte er zu tun, und auch in der von Dener vorgeschlagenen Reihenfolge.

„Treffen wir dort auch die anderen Mädchen meines Stammes?“ flüsterte Mhaloo.

„Zweifellos! Und auch Corsalis Daphs wilde Reiter!“ antwortete Maras.

Die „Stadt“ schien nicht besonders groß zu sein. Hinter den wuchtigen Mauern aus weißen Bruchsteinen konnte Lombardi ein paar pyramidenähnliche Bauwerke, Treppen und Gartenanlagen erkennen, die auf höher gelegenen Ebenen angelegt worden waren. Er sah einige Menschen auf der Mauer und in kleinen Gruppen auf einer der Terrassen stehen und

gehen, sonst nichts. Mit trägen Flügelschlägen schwebte ein weißer Geier auf.

Maras suchte nach einem großen Bild oder einer entsprechenden anderen Darstellung des Zeichens der Vollkommenheit, nämlich der Kugel Dherra, aber von hier aus sah er nichts. Als die beiden Menschen auf dem müden Ormel näher kamen, sahen sie Zäune aus Flechtwerk, hinter denen in breiten Reihen Daktiliferen-Jungpflanzen gezogen wurden. Die mit Sand vermischte Erde war feucht, also wurden sie sogar unterirdisch bewässert. Ausnahmslos sahen sämtliche Pflanzen geradezu überraschend grün und gesund aus.

Wieder ein neuer Aspekt - die Schamanen züchteten die Pflanzen und hatten erkannt, wie schädlich die Anwesenheit von Hoorr war.

Maras betrachtete weiterhin die Stadt. Ein leicht gewundener Weg führte, sauber eingefasst mit Bruchsteinen, übergangslos aus der Halbwüste in einer doppelten Krümmung zum Stadttor. Zwei Rundtürme, dazwischen breite, niedrige Portale, deren Vorderseiten aus blankem Metall bestanden, das die Sonne reflektierte. Dahinter sah Maras Gitter, die weitaus höher waren, und schwere hölzerne Torflügel. Die Anlage machte den Eindruck eines alten Klosters oder eines Wehrhofs - außen abweisend und glatt, ohne sichtbare Verzierungen, und innen entfaltete sich dann die gesamte Pracht einer Kultur, die durch mehrere Generationen hindurch gepflegt und immer mehr verfeinert wurde.

Die hölzernen Tore öffneten sich. Dann wurden die eisernen Gitter hochgezogen, und schließlich schwang auch eines der hellen Tore zwischen dem Mauerwerk auf. Eine kleine Gruppe ritt langsam heraus.

„Sie haben uns gesehen! Sie reiten uns entgegen!“ sagte das Mädchen aufgeregt und richtete sich im Sattel auf.

„Vermutlich!“ erwiderte Maras trocken.

Die bisherigen Erfahrungen hatten ihn gelehrt, mißtrauisch zu sein. Er nahm das Messer aus der Scheide und steckte es in den Stiefelschaft. Dann löste er die Zuhaltungen der Waffentasche und ließ die Tasche fallen. Den gesicherten Strahler schob er in der Höhe des Gürtels unter sein Hemd. Die Konturen der Waffe drückten hart auf seinen Magen.

„Vielleicht sehen die Schamanen Waffen nicht gern!“ knurrte er.

Die Szene, die sich vor seinen Augen ausbreitete, war noch unwirklicher als vieles andere, das er bisher gesehen hatte. Die wiegenden Palmen mit ihren langen, grünen Wedeln und den dicken schwarzen Nüssen darin, mit den langen Fruchtlianen, an denen sich später die zuckerhaltigen Früchte bildeten, darin die weiße Siedlung, die unverkennbar Frieden und Ruhe ausatmete, darüber der helle Glanz der Sonne und die fünf Leute zählende Gruppe, die auf weißen Tieren näher ritt wie eine höfische Jagdgesellschaft aus der Vignette eines Stundenbuches des terranischen Mittelalters ... es waren zu viele Erinnerungen und Gedanken, die auf Maras einströmten, als daß er klar hätte denken können.

Er zügelte das Ormel und hob die Hand.

Der Anführer der Gruppe sprengte näher und hielt dicht neben Lombardi. Jetzt erst begriff Maras, was ihn bisher so verwundert hatte. Er bemühte sich, seine Erregung nicht zu zeigen, hob abermals die Hand und sagte:

„Ich bin ein Wanderer. Unterwegs fand ich ein Mädchen, das von irgendwelchen Wüstlingen geraubt wurde. Habe ich Gastrecht in eurer Stadt?“

Der Anführer glich einem der Reiter, mit denen Maras gekämpft hatte - und auch wieder nicht. Er sah weicher aus, wohlzogener, war ganz anders gekleidet und trug nur einen

Bogen. Er hatte an den Schultern einen langen Mantel befestigt, der die Farbe des Sandes hatte. Die Schamanen trugen, wußte der Wanderer, bei den Zeremonien gelbe Mäntel. Aus einem dunkelbraun gebrannten Gesicht sahen Maras große Augen prüfend an.

„Du hast Gastrecht. Wo fandest du das Mädchen?“

Es schien eine Jagdgesellschaft zu sein, denn unter den vier Näherkommenden waren zwei Mädchen oder junge Frauen. Sie waren ähnlich wie der Anführer gekleidet und trugen kleinere Bögen, zierliche Köcher mit noch zierlicheren Pfeilen. Kleine Dolche steckten in den Gürteln.

„In der Grasebene, dort hinten im Süden!“ sagte Maras mürrisch und sah das Tier genauer an.

Es war zweifellos ein Ormel...

Aber - man hatte bis auf die Mähne und den langen Schweif alles Haar des Tieres geschoren. Darunter wuchs ein weißes, fast silbergrau schimmerndes Fell. Das Haar der Tiere war gebleicht, die langen Ohren kupiert, und es wirkte jetzt nicht mehr so urtümlich, sondern viel eleganter und verändert. Es war erstaunlich! Die Schamanen, die hier den Kern der Gesellschaft bildeten, schienen sich in den Pausen zwischen den rituellen Befragungen mit unüblichen Dingen zu beschäftigen.

„Wir wollten eben etwas jagen!“ sagte der Mann und deutete auf die Gruppe, die Mhaloo und Maras mit Kopfnicken begrüßt hatte und jetzt erstaunt musterte. Einer der Männer sagte leise etwas zum Anführer, das Maras nicht verstehen konnte. Sein Gegenüber nickte, lachte dann und fuhr fort:

„Aber da wir einen sicherlich interessanten Besuch bekommen haben, wird es besser sein, ihm zuzuhören, als in der Hitze die weißen Koumura Takor zu jagen.“

„Was an mir liegt, meine Gastgeber zufrieden zu stellen, werde ich tun!“ erwiderte Maras und lachte ebenfalls.

„Dann reiten wir zurück!“

Sie drehten ihre Tiere, setzten die Sporen ein, und auch Maras' müdes Tier verfiel, Stall und Futter witternd, in einen stoßenden Galopp. Die sechs Ormel sprengten die gewundene Straße auf das Stadttor zu, das sich vor ihnen auf tat. Sie ritten hinein in die kühle Dämmerung eines Torbogens. Die Pracht eines künstlichen Gartens breitete sich aus. Brunnen plätscherten, und von einem versteckten Bogen her hörte Maras den Klang eines Saiteninstrumentes und eine leise Stimme, die ein zärtliches Lied sang.

„Willkommen!“ sagte der Mann. „Heute abend werden wir ein kleines Fest haben. Wir erwarten einige Freunde mit ihren neuen Gespielinnen!“

Knirschend schoben sich die schweren hölzernen Tore zu. Maras hatte die silbernen Platten an den Außentoren gesehen. Sie bestanden aus rechteckigen und viereckigen Metallflächen, die man mit Hunderten von Nieten an dem Holz befestigt hatte. Die Stadt der Schamanen mußte wirklich alt sein.

„Ich muß mit eurem Prior sprechen!“ sagte Maras beharrlich.

„Auch das wird heute abend geschehen. Zeigt unserem Gast und seiner Gespielin die Räume, die sie bewohnen werden!“

Sie stiegen von den Tieren. Aus hohen, schmalen Durchgängen in einer weißen Wand kamen einige Männer mit ausdruckslosen Gesichtern und brachten die Tiere weg. Hinter der Toranlage stellten sich einige Wachen auf. Maras wurde zum erstenmal mißtrauisch, als er die Rüstungen der Wächter erkannte, aber er schwieg. Die junge Frau aus der Jagdgesellschaft winkte ihm und sagte leise:

„Folgt mir bitte. Es ist alles bereit! Es ist immer alles bereit für Gäste dieser Stadt.“

Mit einem unbehaglichen Gefühl nickte Lombardi den anderen zu, nahm das Mädchen an der Hand und folgte der Führerin.

Zunächst kamen sie durch einen runden Garten. Er bestand aus Exemplaren fast aller Pflanzen, die Maras kannte. Sie waren sorgfältig arrangiert worden. Riesige Bäume warfen Schatten. Büsche formierten sich zu kleinen Irrgärten und zu Lauben. Überall waren gemauerte weiße Bänke, auf denen dicke Polster lagen. Aufwendige und geschickt entworfene Brunnen sprudelten und erfüllten die Stille mit ihren kleinen plätschernden Geräuschen. Die Schritte der drei Personen klangen auf dem Kies.

Maras unterbrach die zauberhafte Stimmung, der er einige Sekunden lang unterlegen war. Er fragte:

„Schönste Führerin - wo sind wir hier?“

Sie drehte sich nicht um, sondern antwortete über die Schulter hinweg:

„In der Stadt.“

Maras erwiderte höflich:

„Das habe ich inzwischen gemerkt. Aber in welcher Stadt sind wir?“

Sie blieb auf der zweiten Stufe einer elegant nach oben gekrümmten Treppe stehen und sagte lächelnd:

„In der schönen Stadt am Wüstenrand. In der Prächtigen Stadt.“

Maras' Argwohn verdichtete sich zur Gewissheit. Er war in eine Falle gelaufen, die sich in aller Schönheit weit vor ihm geöffnet hatte. Jetzt war er darin gefangen. Er dachte kurz nach, suchte nach Auswegen und entschloss sich dann, zunächst einmal die Rechte eines Gastes voll auszukosten. Er hatte es nötig, und das Mädchen neben ihm nicht minder.

„In der Prächtigen Stadt also. Und wer ist der Herrscher über diesen Prunk und all die Brunnen?“

Das Mädchen legte eine Hand ans Ohr und flüsterte liebenswürdig:

„Du kannst ihn hören. Er singt gerade zur Keithara. Er hat nicht nur eine schöne Stimme, sondern ist auch ein Mann mit allen übrigen Vorzügen.“

Zu denen zweifellos auch einige recht merkwürdige „Vorzüge“ gehören, ergänzte Maras in Gedanken, dann aber folgte er dem Mädchen weiter.

Sie betraten nach einigen weiteren Treppen und kleinen Plätzen, die wiederum die Dächer darunterliegenden Gemächer bildeten, zwei ineinander übergehende Zimmer. Sie waren weder groß noch prunkvoll, aber die Ausstattung, die Farben und die wenigen Möbel passten hervorragend zusammen. Nichts fehlte. Ein geräumiges Bad, eine Terrasse, frische Kleider im Stil der Stadt... ein kleines, intimes Paradies. Das Mädchen blieb neben der Tür stehen und sagte:

„Ruht euch aus und macht euch frisch. Wir werden Essen und Getränke bringen, und neue Kleider hängen in den Nischen. Heute abend lassen wir euch rufen.“

Maras verbeugte sich.

„Ich danke dir, Schwester!“ sagte er höflich.

Er wartete, bis er ihre leichten Schritte auf der Treppe hörte. Dann begann er einen langsamen Gang durch die vier Räume und vergewisserte sich systematisch, daß es keine Möglichkeit gab, diese Räume von außen einzusehen. Der unaufdringliche Luxus bewies, daß sein Gegner über mehr Kenntnisse und mehr Können verfügte, als er angenommen hatte. Irgendwo hier in der Stadt mußte das Raumschiff versteckt sein. Er kehrte nachdenklich zu Mhaloo zurück, die verloren und unschlüssig in der Mitte des Zimmers stand. „Mädchen!“ sagte

Maras ernst, „wir haben einen Fehler gemacht. Einen Fehler, der böse Folgen haben kann.“

Sie nickte und biß sich auf die Lippen. Eine Schönheit, dachte Maras flüchtig, wenn sie nicht in dieser archaischen Kleidung stecken und aus ihrem Gesicht und dem Haar mehr machen würde.

„Wir sind nicht in der Stadt der Schamanen, wo jetzt die Reiter und meine Freundinnen sind, sondern in der Prächtigen Stadt. Von hierher kamen die Reiter, die unser Dorf überfielen.“

Maras legte ihr kameradschaftlich die Hand auf die Schulter und antwortete zögernd:

„Fast jeder Fehler kann behoben werden. Wir können jetzt nicht aus der Stadt hinaus, ohne daß uns die Übermacht der Leute hier fangen würde. Aber wir werden heute nacht fliehen oder morgen nacht. Es ist nicht weit bis zur Stadt der Schamanen, zur Stadt des Sprechenden Schreins.“

Sie nickte und deutete auf die Gegenstände ringsum. Es war etwa zwei Stunden nach Mittag. Die Sonne prallte fast senkrecht auf die Plätze, die Baumkronen und die Dächer.

„Und was tun wir jetzt?“

Maras lachte kurz und meinte:

„Alles das, was uns angeboten wurde. Baden, Fingernägel reinigen, essen und trinken und etwas Schlaf. Versuche, für das Fest heute abend etwas schön auszusehen ... das werde ich, glaube ich, in die Hand nehmen müssen.“

Er zeigte ihr, wie das Bad funktionierte. Heißes und kaltes Wasser lief aus einfachen, aber wirkungsvoll funktionierenden Hähnen. Essenzen ließen das Badewasser schäumen. Maras unterwies Mhaloo in allem, was ihr fremd war, dann zog er den Vorhang zu und sich zurück.

„Fatal!“ murmelte er. „Außerordentlich fatal!“

Sollte er umdisponieren und im Alleingang versuchen, diese Stadt zu erforschen? Das dürfte sich bald als eine aufwendige Art von Selbstmord herausgestellt haben. Nein! Er brauchte Verstärkung. Zuerst mußte er mit den Schamanen sprechen, also blieb der erste Plan für sein Handeln bestimmend. Er trat, während Mhaloo begeisterte Schreie ausstieß und im warmen, duftenden Wasser herumplätscherte, an ein Fenster, schob einen weißen Vorhang zur Seite und sah hinaus.

Er überblickte fast drei Viertel der Stadt.

Kantenlänge mehr als ein Kilometer, registrierte er nüchtern. Die Höhe der durchgehenden Mauer beträgt etwa zehn Meter. Hier können etwa dreihundert Personen leben, von denen höchstens ein Zehntel - oder doch mehr? - der Raumschiffbesatzung angehörte. Die Prachtige Stadt schien jetzt ausgestorben zu sein, aber zu ihrer Erhaltung gehörten viele Diener, vermutlich Sklaven. Maras konnte sich vorstellen, daß die Geschichte von der Prächtigen Stadt Abenteurer aus allen Teilen des Planeten angelockt hatte, die jetzt hier wohnten und die Umgebung in weitem Umkreis tyrannisierten.

Heute abend sollte ein Fest stattfinden - er würde die wichtigen Männer kennen lernen. Vermutlich waren die Mädchen und Frauen, die hier lebten, geraubt worden und hatten sich vom Luxus und der einmalig schönen Umgebung betäuben lassen. Er würde sehen.

Es klopfte an der Tür.

„Herein!“ rief er.

Ein schüchterner Junge kam herein und schleppte ein gewaltiges Tablett, das voller Speisen, Krüge und Gläser stand.

„Dorthin!“ sagte Maras und deutete auf einen niedrigen Tisch.

Der Knabe gehorchte; nur eine Frucht kollerte beim Absetzen vom Teller.

„Wohin geht der Herrscher dieser Stadt, wenn er allein sein will oder mit neuen Waffen zurückkehrt?“ fragte Maras leise und in vertrauenerweckendem Ton.

Der Junge schüttelte verwirrt den Kopf und entfernte sich schnell.

„Dann nicht!“ sagte sich Maras. „Bereiten wir uns also auf den Abend vor.“

Er trat hinaus auf die Terrasse und musterte immer wieder die Anlage so genau, daß er sie nach zwanzig Minuten analytischer Versuche hätte zeichnen können.

Dieses viereckige System aus Irrgärten, weißen Steinen, Mauern und Pflanzen, mitten in einem riesigen Palmenhain in der Wüste, war nur tagsüber eine Oase von Stille und Ruhe. Nachts änderte sich der Charakter der Prächtigen Stadt.

Er schlug ins Bedrohliche um. Überall schienen sich Mörder zu verstecken, in den zahllosen Winkeln lauerten Gefahren wie Nachtvögel, die jetzt ihre Augen öffneten. Der Vollmond und das lodernde Maximum des Sternes verwandelten die Anlage in ein Bauwerk aus einer versunkenen Zeit. Steingewordene Märchen aus alten Berichten, die von Generation zu Generation weitergegeben worden waren.

„Man sagt, es wären Fremde hierher gekommen, viele Jahre zurück. Stimmt das, Maras?“ fragte Mhaloo.

Sie sah jetzt bezaubernd aus.

Maras hatte ihr Haar mit dem Vibromesser geschnitten, so daß es jetzt nur bis zu den Schultern hing. Mit allen möglichen nur halb bekannten Salben und Wassern war Mhaloo behandelt worden. Maras hatte ihr auch Kleider herausgesucht, die bei der Flucht kaum hindern würden. Sie sah nun aus wie eine der Schönen hier auf den Wandelgängen und den Terrassen.

„Das stimmt. Es kamen Fremde. Sie sind böse oder wahnsinnig!“ sagte Maras und hob die Schultern.

„Aber ein Mann, der eine solche Stadt baut, kann nicht wahnsinnig sein!“ widersprach Mhaloo.

„Gerade die Wahnsinnigsten bauen die schönsten Städte!“ versicherte Lombardi.

Nirgendwo sah er das Zeichen Dherras. Aber er sah auch nicht den geringsten Hinweis darauf, daß hier irgendwo ein Raumschiff versteckt war. Wenn ja, wie sah es aus? War es kugelförmig wie die terranischen Schiffe und die anderer raumfahrender Völker? Wie konnte man in einer solchen Stadt ein großes Schiff verstecken? Woher hatte das Geschütz

gefeuert, das Deners Space-Jet vernichtend getroffen hatte? Auch diese Fragen konnte Maras nicht lösen.

„Eines ist sicher!“ brummte er verdrossen. „Die Bewohner der Prächtigen Stadt wissen, daß sich zu viele Hoorr und gesunde Palmen und andere Pflanzen nicht vertragen.“

In der Stadt wurden nun die Lichter angezündet. Überall in den Zimmern und im Windschatten der Terrassen brannten Öllampen mit großen Flammen. Ein halbrundes Gebäude, das an der Mauer lehnte und aussah wie ein verzierter Rundturm, den man in der Mitte gespalten hatte, zog Lombardis Aufmerksamkeit an sich. Sämtliche Lichter dort wurden zur gleichen Zeit eingeschaltet. Zuerst war da nur ein diffuses Glühen, das sich gleichmäßig in strahlende Helligkeit verwandelte.

Also doch ein Raumschiff! Oder wenigstens stromerzeugende Maschinen, dachte Maras triumphierend.

Auch er hatte sich umgezogen.

Dieselben Stiefel, darüber eine weiche, weiße Hose, ein langärmeliges Hemd fiel darüber. Der Gürtel war unter der Hose verschwunden, alle wichtigen Stücke der Ausrüstung trug Maras unsichtbar bei sich.

Nur die Waffe war das Problem. Endlich hatte er sich entschlossen, sie mit Verbandszeug unter den linken Unterarm zu kleben. Er stellte sich vor einen Spiegel und zuckte mit den Schultern - ein sehr aufmerksamer Beobachter würde merken, daß er nicht ein harmloser Gast war. Noch galt er als ein solcher.

„Es ist sehr schön hier!“ hörte er Mhaloo neben sich sagen. „Ich möchte bleiben. Niemand muß hier arbeiten, niemand...“

Maras wirbelte herum und packte sie bei den Schultern. Er schüttelte sie und sagte drängend und hart:

„Auch auf dich wirkt die Stadt! Sie verführt dich! Höre gut zu und vergiss nicht eines meiner Worte!

Einst kamen Fremde hierher, aus einem unfassbar fernen Land. Sie ließen diese Stadt erbauen. Es waren nur wenige ... wer also baute die Stadt?“

„Sklaven vielleicht... Arbeiter“, flüsterte sie und starrte ihn angstvoll an. Maras' Gesichtsausdruck hatte sich verändert. Er war wütend und ließ es auch das Mädchen spüren.

„Ganz richtig. Sklaven. Sie fingen überall Männer ein und Frauen und zwangen sie, die Stadt anzulegen. Bäume wurden hierher geschleppt und eingesetzt, Brunnen gebohrt, Steine behauen! Viele Menschen haben lange und ununterbrochen an den Mauern und Treppen gebaut.

Und jetzt herrschen die Fremden, zusammen mit Mädchen, die sie einst verschleppt haben. Sie sind, auf eine andere Art, Sklavinnen geworden. Und sie alle haben viele Diener, die bis an ihr Lebensende arbeiten. Ihr Lohn ist, daß sie leben dürfen. Das ist das Schicksal, das du für dich eben herausgesucht hast.

Denkst du noch daran, wie sie unbarmherzig euer Dorf überfallen und alle, die sich wehrten, niedergemacht haben?“

Sie senkte den Kopf und murmelte:

„Ja. Du hast recht. Wir werden zu den Schamanen fliehen?“

„So schnell es uns möglich ist - und wenn sie nicht vorher mich umbringen“, sagte Maras.

Jemand mit einer Fackel kam die Treppe herauf, um sie abzuholen.

„Ein letzter Rundblick!“

Der in der Mitte der Prächtigen Stadt angelegte Garten und die vielen Kulturen, die außerhalb der Stadt, auf den Dächern und in tiefen Bettungen entlang der Wehrgänge und Terrassen angelegt waren, dienten nicht nur der Kühlung und als Schattenspender, sondern auch zur Versorgung der Bewohner

mit Vitaminen und Spurenelementen. Es war also der Zusammenhang zwischen Mangelkrankheit und Pflanzen erkannt worden. Langsam wandte sich Maras ab und sah das Mädchen an.

„Vielleicht wird das Fest nicht besonders schön enden“, sagte er leise und nahm ihre Hand. Der Bote näherte sich der Tür. „Halte dich an mich und versuche, mir zu helfen.“

„Ich werde es versuchen!“ sagte sie. Der Bote lud sie im Namen von Anche Ul Kaest ein, an dem Festmahl teilzunehmen. Maras stellte keine Fragen mehr und folgte dem Fackelträger. Er war auf alles vorbereitet.

Maras fühlte sein Unbehagen zunehmen, je länger er durch die Anlagen dieser Siedlung wanderte. Es war alles außergewöhnlich merkwürdig und schwer verständlich. Was brachte eine gelandete oder gestrandete Raumschiffcrew dazu, hier eine solche Phantasiestadt zu errichten? Vermutlich war der Anführer tatsächlich megalomanisch, und diese Stadt verdankte ihr Entstehen seinem Größenwahn.

„Wohin bringst du uns?“ fragte Lombardi den Boten.

„In den großen Saal, zum Fest!“ war die Antwort.

Sie gingen über ein verwirrendes System von Treppen und kleinen Plätzen, meist unter hohen Bäumen oder in der Nähe kleinerer Gewächse, durch den Park. Er wurde von indirekt angebrachten Lichtquellen malerisch ausgeleuchtet und machte jetzt noch mehr den Eindruck einer Kulisse als am Tag. Eine große, überaus prächtige Bühne wartete auf den Auftritt des Helden.

„Eine andere Frage“ beharrte Maras.

„Ja?“

„Wir sind heute hier angekommen, eingeladen worden und wurden auf das trefflichste bewirtet. Geht das jedem Besucher so?“

Der Bote führte sie entlang einer Pergola, die mit wohlriechenden Pflanzen bewachsen war. Trauben und andere Früchte hingen an dem sonnendurchglüh-^{*}ten Mauerwerk.

„Fast jedem Besucher. Ul Kaest braucht Freunde.“

„Ich verstehe nicht ganz - Kaest braucht Freunde? Warum? Jeder, der ihn kennt, wird sich hierher drängen!“

Der Bote blieb stehen und bedeutete ihnen, durch eine offene zweiflügelige Tür zu gehen.

„Es gibt hier zuwenig Menschen!“ schloß der Bote. „Ul Kaest ist es zu leer, zu tot hier.“

Er nickte und verschwand hinter einer Mauernische.

Maras dachte über diese Information nach. Langsam ging er weiter, das Mädchen an der Hand. Er durchquerte einige kleine Säle, die versetzt zueinander angeordnet und durch schräge Rampen miteinander verbunden waren. Überall standen kleine Gruppen von Menschen in der charakteristischen Kleidung, unterhielten sich leise und sahen Lombardi und dem Mädchen nach. Es wirkte tatsächlich wie eine Bühne. Man bereitete sich auf den Augenblick vor, da ein Vorhang hochgezogen wurde. Das Licht wechselte, nach einem weiteren Durchgang gab es nur noch zahllose Kerzen, die die Luft mit einem süßlichen, schweren Geruch erfüllten.

Die Bilder...

Sie waren in dicken schwarzen Rahmen befestigt gewesen. Sie hingen, sehr geschickt platziert, an den weißen Wänden der kleinen Säle und stets im Bereich einer Lichtquelle. Sie schienen ausnahmslos von einem einzigen Menschen gemalt worden zu sein.

Untrügliche Merkmale wiesen darauf hin.

Sie zeigten zerfahrene Linien von eigenartiger Schönheit. Die Farben waren gebrochen und morbid. « Die Bilder stellten phantastische Landschaften dar, in denen jeweils ein

Gegenstand ganz besonderer Art dominierte. Meistens waren es Köpfe oder Statuen, Monumente oder allegorische Figuren. Waren auch sie Zeichen eines Größenwahns?

„Ich kann sie nicht deuten ...“, knurrte Maras.

Er hob den Kopf und schaute in den Saal hinein. Er war nicht besonders groß und nur notdürftig ausgestattet. Aber jeder Gegenstand zeigte die Hand des Künstlers, sowohl im Entwurf als auch in der Ausführung. Ein Viereck von Tischen war festlich gedeckt worden. Hunderte von Kerzen brannten. Die Gruppen der Menschen standen an den Wänden und hatten sich alle so gedreht, daß sie in die Richtung der Kopfseite der Tafel blickten. Dort stand ein hochlehniger Sessel aus schwarzem Holz, überaus reich verziert.

Fast niemand drehte sich nach den Eintretenden um.

Ruhig ließ Maras die Atmosphäre auf sich wirken. Das Mädchen neben ihm blickte verwundert um sich und versuchte zu begreifen, was sie hier sah und erlebte. Eine überschlägige Zählung hatte etwa sechzig bis achtzig Männer vom gleichen Typus ergeben, dazwischen einige, denen man ansah, daß sie von Capucinu waren.

„Er kommt!“

„Still, er wird etwas sagen ...“

„Welche Speisen wird er heute auftragen lassen?“

„Ruhig!“

„Und seine Kleidung!“

Maras zögerte absichtlich, sich umzudrehen. Mhaloo stieß einen kleinen erschrockenen Ruf aus und legte sich dann die Hand auf den Mund. Ein respektvolles, höfliches Murmeln empfing Anche Ul Kaest.

„Du kennst ihn?“ flüsterte Maras.

„Er war dabei, wie das Dorf überfallen wurde. Er leitete den Überfall!“

„Still jetzt!“ sagte Lombardi. „Warte!“

Eine schmale Tür hatte sich geöffnet. Es war wirklich wie der Auftritt auf einer Bühne. Der Star des Abends erschien und wurde applaudierend empfangen. Lombardi sah einen schlanken Mann, etwas größer als er, der einen feuerroten Anzug trug, mit einigen funkelnden Schmuckgegenständen aus Gold. Er ging bis an seinen Sessel heran, umfasste den Saal mit einem langen Blick und begann zu sprechen. Maras erkannte die Stimme; sie war es gewesen, die am Nachmittag gesungen hatte.

„Seid willkommen, Freunde!“ sagte Anche. „Es wird nur ein kleines Fest werden, ein gutes Essen, ein paar Gläser Wein, etwas Zerstreuung...“ Seine Stimme wurde leiser und verlor sich in einem Murmeln. Dann hob er wieder den Kopf, blickte in Lombardis Richtung und sagte:

„Wir begrüßen heute einen neuen Gast, der uns am Nachmittag zugeflogen ist. Ein Mann, der weit gewandert sein soll und viel gesehen haben muß. Willkommen! Darf ich deinen Namen wissen?“

Wenn mich nicht alles täuscht, dachte Maras, ist das ein Akone. Oder ein Mann von einem Planeten, den die Akonen besiedelt haben.

„Ich bin Maras Lombardi“, sagte er laut und mit ruhiger Stimme. „Unter den Stämmen Capucinus nennt man mich den Wanderer.“

Ul Kaest machte eine zerfahrene, unschlüssige Handbewegung und deutete mit einem langen Zeigefinger auf das Mädchen.

„Und jene Schöne der Nacht?“

„Ich fand sie in der Nähe eines Schlachtfeldes. Dort lagen tote Ormel, tote Reiter und tote Männer von Al Cur-Sura.“

„Höchst interessant!“ sagte Anche. „Höchst interessant. Nun, ich hoffe, ihr werdet euch hier wohl fühlen, zumal ich sogleich auftragen lasse. Ruft die Musikanten!“

Er klatschte mehrmals in die Hände, ging um den Sitz herum und ließ sich fallen. Er wirkte wie ein Gelehrter, der angestrengt arbeitete und sich vor jeder Unterbrechung scheute. Oder wie ein alternder Spross einer ausgestorbenen Kaste von Menschen.

Die Menschen setzten sich jetzt ebenfalls. Sie kamen aus den anderen Teilen des Hauses und nahmen ihre Plätze ein. Mit der Sicherheit heimkehrender Zugvögel fanden sie ihre Sitze und ihre Nachbarn.

Zwei Plätze, etwa zehn Schritte von Anche entfernt, blieben leer Lombardi und das Mädchen setzten sich hin und warteten. Die anderen unterhielten sich leise. Das ganze wirkte wie eine Versammlung von Marionetten, wie das Zeremoniell am Hof eines mächtigen Königs.

Musikanten betraten den Saal, stellten sich in einer Ecke auf und begannen zu spielen. Lieder und Melodien aus allen Teilen des Planeten waren zu hören.

„Das Essen!“

Sklaven und Sklavinnen trugen in einer feierlichen Prozession riesige Tafeln mit Braten und Früchten, Beilagen und Salaten herum. Soßenbehälter dampften und verströmten exotische Gerüche. Die Speisen waren raffiniert dekoriert und sahen lecker aus.

Das Essen wurde ausgeteilt, wobei man zunächst Anche bediente, dann von seinem Platz aus die übrigen, nach und nach, mit Getränken und Speisen traktierte. Maras aß mit gutem Appetit, aber nicht zuviel. Er trank auch nur zwei Becher Wein, denn in dieser Nacht wollte er versuchen, aus dieser Szenerie zu verschwinden.

„Wanderer!“ rief Anche ihn plötzlich an.

Maras hob den Blick und spießte ein Stück Braten mit der Messerspitze auf.

„Ja?“ fragte er in gleicher Lautstärke.

„Du hast von einem Schlachtfeld berichtet, das du gesehen habest. Wir vermissen etliche unserer Freunde. Kann es sein, daß du sie dort in der Nähe getroffen hast?“

Entweder war Anche so ungeheuerlich naiv, daß er keine Schlüsse zog, oder aber er war beim Herannahen von Corsalis Daph geflohen.

„Um es genau zu sagen“, erwiderte Maras und überlegte sich, wie er möglichst schnell die Waffe in die rechte Hand bekommen konnte, „ich sah sie.“

„Höchst interessant!“ murmelte der Chor der Marionetten rund um ihn herum.

„Berichte - bitte!“

Eine oder zwei Sekunden lang überlegte Maras, ob er ausweichen sollte oder ob er sich stellen konnte. Auf alle Fälle war er dann, wenn er die Wahrheit sagte, nicht mehr der willkommene Gast. Er beschloß, den vorsichtigen Weg der Mitte zu beschreiten.

„Ich kam auf einem Ormel, das ich unterwegs geschenkt bekam, beim Stamm derer, deren Dorf keinen Namen hat, vorbei. Man berichtete mir, daß ein Überfall stattgefunden habe und daß man die Mädchen stahl und die Verteidiger mordete. Ich half, die Toten zu begraben, und ritt weiter.“

Nur das Klappern von Bestecken, das Klirren der Becher und die Geräusche der Sklaven, mit denen sie nachschenkten und auflegten, waren zu hören. Niemand sprach. Eine drohende Stille erfüllte den Raum.

„Ja, weiter?“ fragte Anche Ul und beugte sich gespannt vor.

„Ich ritt weiter und kam an ein zerwühltes Feld. Dort lagen Tote und Sterbende, einige tote Mädchen und tote Reiter. Und zerstückelte Ormel.

Ein sterbender Reiter sagte mir, sie wären von der Prächtigen Stadt, und Wilde haben ihrerseits die Reiter überfallen. Schließlich fand ich Mhaloo hier und ritt mit ihr weiter, auf einem herrenlosen Tier.“

Anche starrte ihn an, er starrte zurück. Sekundenlang fochten die beiden Männer ein Duell mit Blicken aus. Schließlich heftete Anche seine Augen auf das Mädchen und erkundigte sich:

„Und du? Was hast du zu berichten?“

„Nichts“, sagte sie kaltblütig und lächelte. „Ich war die ganze Zeit ohne Besinnung. Maras rettete mich vor dem Verhungern und dem Verdursten.“

„Höchst bemerkenswert!“ sagte Anche und hob seinen prächtigen Pokal. „Nun, dann sind unsere Freunde wohl auf dem Feld des Todes geblieben. Ihre Wohnungen, ihre Freundinnen, ihre Posten hier sind frei. Willst du hier bleiben, Wanderer?“

Erwartungsvoll sahen ihn die anderen Gäste an. Inzwischen hatte er sie genau gezählt. Es waren mit Anche fünfundsiebzig Männer und die gleiche Anzahl Frauen und Mädchen. Maras lächelte leicht und schüttelte den Kopf.

„Wie du es richtig aussprachst, Anche, ich bin ein Wanderer. Mein Ziel ist an anderer Stelle.“

„Dann nicht!“ entschied Anche. „Aber du bleibst sicher einige Monde unser lieber Gast?“

„Ich denke, nein“, gab Maras zurück. „Ich muß mein Ziel schnell erreichen. Aber das soll nicht heißen, daß ich jetzt aufspringe und weglaufe.“

Er steckte den inzwischen kalten Braten zwischen die Zähne und spülte mit einem Schluck Wein nach.

Anche lachte herzlich auf.

„Umso weniger“, schränkte er ein, „da ich dir nicht gestatte, wegzulaufen. Wer hier hereingelassen und auch wieder entlassen wird, bestimme ich.“

Mit dieser Möglichkeit hatte Maras rechnen müssen. Er schwieg und verbeugte sich höflich, als sei er mit Anche Ul Kaest einer Meinung. Er aß langsam und mit Genuss zu Ende, trank den Wein aus und lehnte sich dann zurück.

Der Rest des Abends verlief in relativ großer Eintönigkeit.

Die Gäste plauderten miteinander. Ab und zu richtete auch einer der Nachbarn das Wort an Mhaloo oder Maras, fragte etwas, gab auf deren Fragen zerstreut Antwort und verhielt sich in einer Art, daß Maras glauben mußte, sie stünden alle unter dem Einfluss eines fremden Willens, der ihre Handlungen diktierte.

Mhaloo und Maras lösten sich aus den Gruppen, die durch die Räume dieses Hauses schlenderten, und traten an eines der größeren Fenster. Es war ohne Glas, aber in den Holzrahmen hatte man geöltes Papier gespannt. Bei jedem Windzug zitterte das offene Fenster; der bodenlange Vorhang bauschte sich in den Raum hinein.

„Ich weiß es! Du suchst etwas!“ sagte das Mädchen. Ihre Hüfte berührte ihn, und eine Zeitlang wurde er schwankend in seinem Entschluß. Er drehte sich halb herum, winkte einem Pagen und nahm einen Becher mit Palmwein von dem Tablett.

„Ich suche etwas, das du nicht kennst“, versicherte er. „Und ich weiß selbst nicht, was ich suche.“

Ein Mann mit ernstem Gesicht und einer Schriftrolle in der Hand trat auf sie zu und sagte in beiläufiger Höflichkeit:

„Ein interessanter Ausblick, nicht wahr?“

Dort, in dieser Richtung, übrigens, liegt die Stadt der Schamanen.

Du wolltest nicht dorthin?“

Maras musterte den Mann freundlich, aber mit kalten Augen. Er sagte heiser:

„Der Palmwein ist eine Spur zu kalt. Wenig Kultur in diesem Haus, übrigens. Ich habe einen Auftrag, aber kein Ziel, wenn du das meinst. Von der Stadt der Schamanen ist mir kaum etwas bekannt.“

„Ul Kaest erwägt, sie eines Tages zu überfallen, damit der Unfug mit den Fragen und Antworten aufhört. Kaest hat auf alle Fragen viel angenehmere, viel interessantere Antworten. Übrigens- er möchte dieses junge Mädchen für diese Nacht in seinen Gemächern haben.“

Unbewusst hatte Lombard! schon den halben Tag auf eine solche Störung gewartet. Der relative Friede war dahin, die Ruhe würde in Kürze aufgehört haben, und die wilde Jagd ging weiter. Er verbeugte sich und entgegnete kalt:

„Sage Kaest, daß sein Wunsch verständlich, aber unerfüllbar sei.“

„Ich sehe Störungen des guten Verhältnisses zwischen Kaest und seinem letzten Gast voraus“, meinte der Mann, der sich als Sekretär vorgestellt hatte.

„Ich kann diesen Störungen nicht ausweichen“, antwortete Maras, „aber das Leben ist hart und vielen Misshelligkeiten unterworfen. Dieses Missgeschick für Kaest gehört dazu.“

Der Sekretär schlug mit der Schriftrolle in seine Handfläche, überlegte und sagte dann:

„Ich werde es ausrichten. Bist du hier zu finden?“

„Das ist sehr unsicher!“ sagte Maras und lächelte.

Der Mann drehte ihm den Rücken zu und entfernte sich mit schnellen Schritten. Maras packte das Mädchen bei den

Schultern, nachdem er ausgetrunken hatte, und schob sie vor sich her.

„Wir wollen ihnen den Spaß nicht allzu leicht machen!“ sagte er und bahnte sich einen Weg in den Garten. Er kam in immer dunklere Bezirke der Anlage und blieb endlich in der Nähe eines Brunnens stehen.

„Geh hinauf in unsere Zimmer“, sagte er. „Und warte dort. Sie werden dich später holen und zu Kaest bringen. Sage ihm, du wärest krank. Oder von mir geschwängert ... das wird deine Tugend bewahren. Ich fliehe noch heute nacht.“

„Ja!“

Sie nickte verwirrt und huschte davon. Ferner Lärm schlug an Maras' Ohren, als er hier im dunklen Winkel stand und langsam das Messer aus dem Stiefelschaft zog. Er freute sich auf den Kampf, weil er seine Chancen um ein Vielfaches verbessern würde.

13.

Er merkte sich die Stelle, an der er die kostbare Spule und die nicht weniger wertvolle Strahlenwaffe versteckte, sehr genau. Dann verließ er seinen Standort, schlich hinter eine Reihe von Büschen in den Schatten zurück und wartete hier, den eingeschalteten Paralytiker in der rechten Hand. Er sah vor und unter sich, wie sich Türen öffneten, aus denen bewaffnete Wachen kamen. Zum Teil schienen dies Wächter zu sein, zum anderen Teil Männer aus der nahen Umgebung Ul Kaests. Er würde es ihnen schwer machen, ihn zu fangen, und er verfolgte damit eine sehr gut überlegte Absicht.

Und - er handelte, ohne daß ihm jemand hätte sagen müssen, was zu tun war.

Zwei Männer, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, hasteten eine Treppe herauf. Sie versuchten, einen Platz zu bekommen, von dem aus sie so gut wie er den Schauplatz überblicken konnten, also den mittleren Park und die zahllosen Aufgänge, Rampen und Treppen. Er legte die Hand auf eine feuchte Brüstung, zielte sorgfältig und drückte kurz nacheinander zweimal den Auslöser.

„Aha!“ sagte er zufrieden.

Zwei fahle Blitze und zwei knatternde Entladungen aus dem getarnten Messer hatten die Männer bewußtlos die Treppe hinuntergeschleudert. Auf einer Brüstung stand ein Mann, deutete in seine Richtung und schrie:

„Dort ist er! Beim kosmischen Wasser ...“

Maras hob den Kopf aus der Deckung, visierte kurz und schoß. Der Mann breitete die Arme aus, stöhnte kurz auf und krümmte sich zusammen. Er fiel nach vorn, zehn Meter tief, und eine Sekunde lang sah er aus wie ein riesiger Nachtvogel

in seinem langen hellen Mantel. Dann fiel er mitten in das Becken eines anderen Brunnens und tauchte unter. Maras lachte leise in sich hinein und spähte nach allen Richtungen.

Unten, am Eingang des Saales, standen einige Männer vor dem hellen Halbkreis des Portals und diskutierten miteinander. Plötzlich schienen die Marionetten Eigenleben bekommen zu haben.

„Ich werde euch die Ruhe rauben!“ lachte Maras und zielte auf die Gruppe. Er feuerte fünf-, sechsmal hintereinander und sah, wie die Männer getroffen wurden und zusammenbrachen. Er glaubte, einen Augenblick lang den roten Anzug des „Herrschers“ gesehen zu haben, war aber nicht sicher.

„Und jetzt?“

Er stand auf, zog sich in den Schatten eines verwirrend knorrigen Baumstammes zurück, preßte sich an die Rinde und sah nach allen Seiten. Eine Reihe von Männern mit Schwertern und Schilden rückte entlang eines Kiesweges vor. Ein Liebespaar floh schweigend und hastig.

Es war schwer, mit einem Dolch exakt zu zielen, aber Maras legte das Handgelenk an den Stamm, visierte an der Schneide des Dolches entlang und drückte mehrmals ab. Durch die Blitze und die Geräusche wurde man zwar auf ihn aufmerksam, aber die kleine Truppe wurde von den Entladungen in die Büsche geschmettert. Maras hatte starke Ladungen gewählt, die Männer würden lange Zeit bewußtlos bleiben und auch nach dem Erwachen einige böse Stunden durchmachen.

„Er ist am alten Baum! Bei den Vögeln!“ schrie eine Stimme hinter ihm.

Er drehte sich langsam um.

Keine fünfzehn Meter über ihm schwang sich eine weiße Terrasse nach vorn. Dort standen einige Männer und hielten Bögen in den Händen. Hinter ihnen war das Licht, also sah

Maras ihre Bewegungen vielfach genauer als sie seine; er war nur ein dunkler Schatten in der Finsternis.

Über seinem Kopf schlug krachend ein Pfeil in den Baumstamm und zitterte summend in der Rinde.

Wieder krachte ein Schuss.

Ein Bogenschütze verkrampfte in der Bewusstlosigkeit der Lähmung die Finger, ließ die Sehne los, und der Pfeil schwirrte fast senkrecht in die Luft. Ein schwerer Fall war zu hören, dann einige andere Geräusche, schließlich in schneller Folge drei Schüsse, die Lombardi abgab.

„Nicht ganz so einfach!“ sagte er, duckte sich und sah, daß man ihn umstellt hatte. Der Kreis war geschlossen, aber die Gegner waren noch zu weit entfernt. Er suchte sich die längste und Komplizierteste Treppenanlage aus, die in seiner Nähe war; er mußte die Verfolger noch lange hinhalten. Dann warf er sich zu Boden und kroch durch das Wasser eines Brunnens, über ein Stück Stein, dann durch die Büsche auf einen kleinen Platz zu, in dessen Rondell im Mondlicht steinerne Figuren schimmerten.

Langsam hob er den Oberkörper.

Die Treppe war von zehn Männern bevölkert. Sie blickten alle auf eine Stelle, zwei oder drei Meter neben ihm. Ihre Waffen waren auf ihn gerichtet.

Maras visierte die beiden Bogenschützen an, schoß zweimal. Er brauchte nicht hinzublicken, um zu sehen, daß er getroffen hatte. Ein Pfeil sumnte ziellos davon. Dann traf er die Männer mit den Wurfmessern. Es waren nur noch fünf Gegner. Sie hatten ihn gesehen und handelten.

Es waren geübte Kämpfer, das erkannte er sofort.

Ein Wurfspeer zischte durch die Luft und bohrte sich neben ihm in die Erde. Er schoß auf den Werfer und wich seitlich aus. Zwei Männer drangen mit gezogenen Schwertern und

hochgerissenen Schilden auf ihn zu. Er zielte auf ihre Gesichter unter den Helmrändern und drückte ab. Dann flüchtete er. Lief zehn Schritte geradeaus, schlug um die Säule einer Brunnenanlage einen Haken und rannte auf der anderen Seite wieder auf die Gegner zu.

„Ihr seid langsamer als Weiber!“ lachte er und feuerte zweimal.

Dicht vor ihm brachen die Männer zusammen. Er sprang über sie hinweg und schoß, während er die Stufen hinaufsprang, auf den letzten Mann, der ihm entgegenrannte und ein Kampfbeil schwang. Als er auf ihn zufiel, wich Maras aus und sah, wie eine Schleuderkugel krachend gegen den Felsen hämmerte und Steinsplitter abschlug. Er stob hundert Stufen hinauf und blieb dann stehen. Überall kamen sie, aus allen Winkeln strömten sie auf den Anfang der Treppe zu.

Dort lag, verkrümmt und über fünf Stufen, der letzte der kleinen Truppe. Jetzt ging Lombardi planmäßig vor.

Er suchte die Umgebung mit den Augen ab und feuerte auf jeden und alles, das sich auf den Terrassen und hinter Türen und Fenstern bewegte. Ab und zu gab er einen Schuss auf die nachstürmenden Männer ab. Aber da sie nur die Treppe hatten, um ihn zu verfolgen, konnte er sie ausgezeichnet in Schach halten. Er beschloß, sich gefangenzugeben, wenn ihm jemand in den Rücken fiel - und auch dann nur unter verzweifelter Gegenwehr.

„Kommt nur!“ flüsterte er.

Er säuberte den ersten Treppenabsatz von Verfolgern und hinterließ fünfzehn Bewusstlose. Sie bildeten förmlich einen Korken, der die anderen Wächter am Nachrücken hinderte. Dann stürmte er wieder die nächsten Treppen aufwärts und konzentrierte sich auf die Terrassen und Plätze. Schließlich, nach einer halben Stunde, war sein weiterer Rückzug blockiert.

Er feuerte gerade nach unten, als rechts und links Männer auftauchten und auf ihn einstürmten. Einer warf, ehe ihn Maras in die Brust traf, eine Schleuderkugel, die Maras die Beine unter dem Leib wegriss, der andere kam mit zwei unterarmlangen Dolchen näher.

Das Messer ist verloren! dachte Maras, feuerte abermals und versteckte dann die Waffe in einem Winkel zwischen Mauer, Boden und Zierpflanzen. Er hörte Schritte und stellte sich bewußtlos.

Mit geschlossenen Augen merkte er, wie man ihn unter den Schultern ergriff und hochriss.

„Das ist dieser Wahnsinnige!“ sagte eine harte Stimme. Sie gehörte nicht dem Herrscher der Stadt.

„Wie er das geschafft hat - dreißig oder mehr sind tot!“ sagte ein anderer. Ihm wurde ein Helm voll Wasser ins Gesicht geschüttet, er holte Luft und öffnete die Augen.

„Wo ist die Zauberwaffe?“ fragte ein stämmiger Mann und schüttelte ihn.

„Ich ... ich habe sie ... verloren. Einer von euch muß sie haben. Ist Kaest tot?“ keuchte Maras. „Er wollte meine Liebste verführen!“

„Ruhe!“

Ein anderer Mann, offensichtlich jemand aus dem engeren Kreis Kaests, kam auf die Gruppe zu und schob die aufgebrachten Männer zur Seite. Er musterte Maras Lombardi schweigend und sagte dann schroff:

„Du hast es geschafft, Zuneigung in glühenden Hass zu verwandeln.“

Maras traute seinen Ohren nicht und fragte leise:

„Warum?“ „Du hast Kaest bewußtlos gemacht oder gar tot. Sollte er jemals erwachen, wird er dich hassen. Schon bessere Männer sind an seinem Hass gestorben.“

Maras sagte kalt:

„Und wehrlose Greise ebenfalls. So auch Frauen und Mütter. Er ist schon ein Ehrenmann, euer lieber Häuptling. Ist er schon immer so gewesen?“

Der Mann holte aus und schlug Maras ins Gesicht. Maras spuckte Blut aus und sagte tonlos:

„Dafür wirst du sterben, Mann! Und ziemlich bald!“

Der andere lachte verächtlich auf und ordnete an:

„Werft ihn unten in die leere Zelle. Und bewacht die Zelle - ich lasse euch auspeitschen, wenn ihm etwas geschieht oder wenn er sich umbringt. Kaest wird selbst mit ihm abrechnen wollen.“

„Jawohl!“

Sie zerrten und schleiften Maras mit sich. Es ging wieder treppauf und treppab, durch Gänge und Korridore, schließlich kamen sie an ein rundes Loch in der Mauer und stießen ihn hinein. Er erschrak, weil er zu seinen Füßen einen Abgrund sah, dann stellte sich einen Sekundenbruchteil lang das Gefühl des Fallens ein, bis Maras merkte, daß er sich in einem Antigravschacht befand. Seit über sechs Jahren zum erstenmal in einer solchen Anlage. Er sank langsam mit seinen Wächtern zusammen nach unten. Wilde Freude erfüllte ihn; es war fast wie eine Heimkehr. Er war im Raumschiff.

„Vermutlich haben sie es zerlegt oder so aufgeschnitten, daß die Wohnanlage darin integriert werden konnte!“ sagte er laut.

„Was redest du für einen Irrsinn?“ fragte ein Mann und trat nach seiner Schulter.

Vor Freude vergaß Maras, sich zu wehren. Sie trieben ihn durch einen Schiffskorridor in einen gemauerten Gang hinein und an dessen Ende in eine kleine Zelle.

Sie stießen ihn hinein. Ein Mann stellte eine Öllampe in ein Loch in der Wand und warf die Tür zu.

Maras Lombardi setzte sich auf den Rand einer harten Pritsche und atmete tief ein und aus.

Dann legte er sich hin, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und dachte nach. Der Zeitpunkt, an dem sich diese Falle wieder öffnete, wurde von ihm bestimmt. Er öffnete das Lederarmband und sah auf die Digitalziffern der Uhr. Drei Stunden vor Mitternacht. Eine Stunde nach dem Omikron-Maximum würde er fliehen.

Zusammen mit Mhaloo. Die erste Stunde verging.

Das Verderben über Capucinu hatte vor vielen Jahren, vermutlich bereits vor mehr als einem Jahrhundert begonnen. Jemand hatte statt des ganzen Felles eines Ducrot nur die Hornschuppen umgetauscht und dafür etwas bekommen. Vermutlich hatten die Schuppen zunächst als begehrter Schmuck gegolten, dann als Zahlungsmittel. Auf diese Weise verwandelte sich der Naturalien-Tauschhandel des Planeten in einen Geldhandel. Allerdings bestand der normale Tausch Ware gegen Ware noch immer. Man jagte also Ducrot, und langsam rottete man sie in einigen Teilen des Planeten aus.

Ein Ducrot brauchte am Tag frisches Fleisch, das etwa der Menge von zwei Hoorr entsprach. Jeder Ducrot fraß also durchschnittlich zwei Hoorr, also blieb das Gleichgewicht zwischen Hoorr und Ducrot ein natürlich bedingtes. Die Schäden, die von den Hoorr und anderem Kleingetier angerichtet wurden, waren notwendig und wurden von der Natur hingenommen. Das ökologische Gleichgewicht war noch immer gewahrt. Da sich die Hoorr rasend schnell vermehrten, gab es für die Raubtiere - auch die Koumura - genügend Fleisch zu fressen.

Das Verhältnis aber änderte sich in dem Maß, in dem man den Ducrot nachstellte. Im Gegensatz zu den Vielfachgeburten der Hoorr warfen die weiblichen Ducrot nur zwei, meistens nur

ein Junges. Langsam nahm die Zahl ab, die Tiere wurden scheu, magerten ab, kümmerten dahin, die Jungen waren tot oder Missgeburten. Hingegen vermehrten sich die Hoorr, nunmehr ohne natürliche Feinde, wie rasend. Sie brauchten als Pflanzenfresser ein Vielfaches an Nahrung und begannen, auch die Palmen zu überfallen.

Sie fraßen die weichen, leckeren Wedel der jungen Pflanzen, kaum daß sie dem Samenkorn entkrochen waren und sich entwickelt hatten. Eine solche Pflanze erholte sich so gut wie nie und würde niemals eine gesunde Großpflanze werden.

Die Hoorr fraßen auch die Rinde der kleinen Bäume und störten ihren Stoffwechsel gründlich. Kümmerwuchs oder Eingehen der Pflanzen waren die Folge, und die Früchte waren ungenießbar, klein und schrumpelig.

Und sie bauten ihre Höhlen, in denen sie schliefen, zwischen die Wurzeln der großen Daktiliferen.

Die neugeborenen Hoorr fraßen die Wurzeln ab und die feinen Wurzelhärchen. Auch dadurch wurden den meisten Bäumen Schäden zugefügt, die nicht wiedergutzumachen waren. Je weniger Ducrot es gab, desto reicher wurden die Menschen. Und desto mehr Hoorr gab es, die ununterbrochen die Flora schädigten.

Die gesamte Vegetation des Planeten begann zu leiden. Irgendwann war das ökologische Gleichgewicht nachhaltig gestört.

Maras zog seinen Mantel aus, rollte ihn zusammen und öffnete das Hemd. Er legte den Kopf auf den Mantel und schloß die Augen.

Er ging jetzt, am Ende der zweiten Stunde, die Gegenstände durch, die in den Stiefeln verborgen waren. Sie hatten ihn nicht einmal untersucht, diese Stümper! Er würde die Zelle verlassen, wann er es wollte.

„Beim Zeichen der Vollkommenheit, bei Dherra!“ sagte er. „Noch heute nacht reite ich hinüber in die Stadt der Schamanen.“

Er überlegte weiter:

In fast jedem Ort, durch den er auf seiner langen und abenteuerlichen Reise gekommen war, half ihm zwar ein Schamane weiter, abgesehen von dem Wunder, das Khodaina an ihm vollbracht hatte, aber überall sah er auch die Folgen der Mangelkrankheiten.

Eine Planetenbevölkerung, deren Stoffwechsel sich auf die Palmen eingestellt hatte, denn anders konnte man diese totale Verwendungsfähigkeit fast aller essbarer und zu Nahrungsmittel zu verarbeitender oder als Zusätze zu gebrauchender Teile der Palmen nicht bezeichnen, mußte leiden, wenn die Palmen verkümmerten. Das war nachweislich der Fall.

Was für die Daktiliferen galt, behielt seine Gültigkeit auch bei anderen Pflanzen. Brände und Erosion, Regen und Überschwemmungen, deren Wirkung gegenseitig sich nicht aufhoben, sondern potenzierten, brachten den Planeten weiter dem Tode näher.

Überall dort, wo Bäume abgestorben waren, wurde das Erdreich abgetragen. Auf dem Fels wuchs höchstens kümmerliches Gras, aber das hatten die Planetarier noch nicht zu essen gelernt. Es gab immer weniger Möglichkeiten, Vitamine und Spurenstoffe dem Kreislauf zuzuführen. Langsam starben die Menschen dahin, und ehe sie ganz tot waren, rafften sie sich mit der allerletzten Energie auf und liefen Amok. Sie brachten um, was sie erreichen konnten. Die Bahn des Todes war schon beschritten, und eine Änderung in letzter Minute war nur möglich, wenn zwei Bedingungen erfüllt wurden:

Erstens mußten die Schamanen, die falsche Auskünfte interpretierten, andere Ratschläge geben. Jetzt noch verbreiteten sie Formeln des Todes.

Zweitens mußte Terra helfen. Möglichst unerkant.

Das konnte nur geschehen, wenn es ihm, Lombardi, gelang, mit dem Funkgerät dieser Stadt Hilfe herbeizurufen.

Das wiederum war jetzt unmöglich. Er mußte also die Stadt ein zweites Mal betreten, diesmal als Sieger, nicht als Wanderer.

Maras Lombardi blickte auf die Uhr. Einige Minuten nach Mitternacht.

„Mein Plan ist fertig, fehlt nur noch die Ausführung -und wieder eine Menge Glück!“ murmelte er.

Er öffnete die Geheimverstecke der Stiefel und knickte von den zehn Metern Draht, die er fand, dreimal etwa fünfzig Zentimeter ab. Den Rest der Rolle verstaute er wieder in dem winzigen Fach.

Er nahm aus den Absätzen, dem Sohlenrand und den Verzierungen die kleinen Bomben heraus, setzte den winzigen Strahler zusammen und schob die Mikrobatterie ein. Das Gerät war kleiner und viel flacher als seine Faust und bestand nur aus den wichtigsten Einzelteilen. Zwanzig Schüsse konnte er abgeben, dann war diese Waffe wertlos.

Maras stand auf und wickelte sorgfältig den Draht um die beiden schweren Türangeln und um das Schloss. Er schob möglichst viel davon entlang der Mauer und durch die Löcher der Tür und verband beide Enden des Drahtes.

Die Bomben steckte er in die Tasche, legte die Waffe zurecht und klemmte die Zünderkugeln an die Drähte. Er zog die Stiefel wieder an, zog die Säume zu und überlegte.

„Alles klar, Maras?“ fragte er sich leise.

Er nickte.

Wieder blickte er auf die Uhr. Noch etwa dreißig Minuten. Ein Teil der Männer in dieser Stadt war bewußtlos und fiel vollkommen als Verfolger aus. Ein anderer Teil schlief mit Sicherheit. Er selbst kannte die verschiedenen Wege, die er zu gehen hatte. Das Problem war nur der Ausbruch selbst und dann der Versuch, die Prachtige Stadt zu verlassen.

Er hatte eine Vision: in allen Teilen des Planeten liefen die Sterbenden Amok und richteten Blutbäder und Chaos an. Sein eigener Fehler war gewesen, daß er vom Schauplatz des letzten Kampfes aus nicht nach Nordnordwest geritten war, sondern nach Nordnordost. Er hätte die linke Seite des Gebirges erreichen müssen und auf keinen Fall die rechte. Und weshalb die beiden größten Gegensätze, die man sich denken konnte, nur ein oder zwei scharfe Tagesritte voneinander entfernt waren, ohne daß es zu Kämpfen und endlich zur Vernichtung einer Gruppe gekommen war - das mußte er auch noch klären. Sein nächstes Ziel: Die Stadt der Schamanen. Inaovanrhat Dherra ...

Er ging zur Tür, lauschte nach draußen und konnte nichts feststellen außer dem Umstand, daß die Tür mit Stahlblech aus einer Raumschiffswandung beschlagen war. Er holte Atem, drückte in rasender Eile nacheinander die drei Zünderkugeln, nahm die Waffe in die Hand und kauerte sich mit abgewandtem Körper in den Winkel der Zelle.

Er wartete.

Die Sekunden vergingen mit quälender Langsamkeit.

Dann zischte es hinter ihm auf. Er spürte und sah die ungeheure Helligkeit der drei aufeinander folgenden Zündungen durch die geschlossenen Augen und durch die vorgehaltenen Hände. Drei oder vier Sekunden lang fraß sich die zerstörende Energie durch die dicken Scharniere und

schweißte das Schloss auf. Wenn jemand in diesem Augenblick die Tür von außen betrachtete, dann war er blind.

Zwei Sekunden wartete Maras zur Sicherheit, dann drehte er sich in der Wolke aus Qualm und Rauch herum. Die Tür war auf dem Boden aufgeschlagen und schwankte leicht hin und her. Er hob den Fuß und trat gegen die Tür. Wie ein Stück niederbrechende Mauer fiel sie nach außen und krachte gegen die gegenüberliegende Wand.

Mit einem Satz sprang Maras durch die Öffnung, mit hochgerissenem Strahler und angehaltenem Atem. „Niemand ist hier...“

Er ging langsam und wachsam weiter. Vor ihm erstreckte sich ein beleuchteter Korridor. Niemand schien die Explosionen gehört zu haben. Schritt um Schritt näherte sich Lombardi dem Aufwärtsschacht der Antigravanlage. Zuerst mußte er durch den Park, seine Waffen holen, dann das Mädchen finden, schließlich aus der Stadt hinaus.

Und dann zu Fuß über das Gebirge? Das war ausgeschlossen. Er mußte eine andere, viel elegantere Möglichkeit finden. Von seinem Können und seiner Kraft war er überzeugt. Er dachte nicht an die Wandlung, die seine Persönlichkeit in der letzten Zeit erfahren hatte, sondern er dachte daran, daß stets dann, wenn er seiner selbst sicher war, schlagartig das nächste Unglück über ihn hereingebrochen war.

Konnte er das Gesetz der Serie durchbrechen...? Er ging weiter und atmete schwer.

ENDE

Bitte beachten Sie die Vorschau auf der nächsten Seite.

Als PERRY-RHODAN-Taschenbuch Nr. 111 erscheint:

Der Besessene von Capucinu

Ein Science-Fiction-Abenteuer von Hans Kneifel

„Maras Lombardi visierte den Kopf des Tieres an und feuerte.

Einen Augenblick lang zeigte sich keine Wirkung. Dann schüttelte der Koumura Takor den Kopf, schrie auf und kam aus der Spur. Sein Körper begann sich um die Längsachse zu bewegen.

Die beiden Reiter wurden hin und her geworfen, und ihre Pfeile verfehlten das Ziel. Der Koumura Takor knickte in den Vorderbeinen ein, bohrte das Hörn in den Boden und überschlug sich. Seine Reiter wurden aus den Sitzen geschleudert... “

Maras Lombardi, ehemaliges Besatzungsmitglied eines terranischen Explorerschiffes, kämpft verzweifelt um den Bestand des erdähnlichen Planeten Capucinu, der von einer ökologischen Katastrophe bedroht ist.

Die zwei Milliarden Menschen des Planeten sind rettungslos verloren, wenn Terra nicht schnelle Hilfe leistet. Doch das einzige Hyperfunkgerät, mit dem Hilfe herbeigerufen werden könnte, befindet sich im Besitz eines gnadenlosen Gegners.

Nach FORMELN DES TODES (PERRY-RHODAN-Taschenbuch 110) werden hier in völlig in sich abgeschlossener Form die weiteren Abenteuer des Mannes geschildert, den man den „Sternenwanderer“ nennt.

PERRY-RHODAN-Taschenbuch Nr. 111 in Kürze überall im Zeitschriften-, Buch- und Bahnhofsbuchhandel erhältlich.